



Leseprobe aus Sen, Staats, Wassermann, Friele, Kart, Knothe, Rieger und  
Schomers, Utopien Sozialer Arbeit, ISBN 978-3-7799-7808-4

© 2024 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7808-4](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7808-4)

# Inhalt

Einleitung	9
Die Utopie als Zivilisierungsstrategie? Ein Beitrag zum »guten, gelingend(er)en Leben« <i>Martin Staats, Martin Wagner</i>	15
<b>I Teilhabe</b>	
Disability Trek Utopische Narrative zum Umgang mit Stigmatisierung und Pathologisierung in Star Trek <i>Bärbel Schomers</i>	56
Dialogische Räume in solidarischen Hilfebeziehungen <i>Marlene Jänsch</i>	78
Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und der Solidarität durch interethnische Freundschaften Wie kann diese Utopie durch die Soziale Arbeit unterstützt werden? <i>Margit Stein, Veronika Zimmer</i>	91
Verrückt, aber dein*e Dozent*in Ein Schritt auf dem Weg in eine Gesellschaft ohne die Stigmatisierung von Menschen mit psychischen Erkrankungen <i>Alexa Nossek</i>	108
Kinderrechtbasierte Schulen als Realutopie Entwicklungen und Herausforderungen bei der Implementierung des UNICEF-Kinderrechteschulen-Programms <i>Benjamin Möbus, Margit Stein</i>	122
Utopie einer Hochschule frei von sexualisierter Diskriminierung und Gewalt <i>Katharina Simon</i>	136

Die Rolle der Sozialen Arbeit in einer zukunftsorientierten  
Gestaltung des gesellschaftlichen Wandels in ländlichen,  
strukturschwachen Räumen  
Ein Essay  
*Stefanie Kessler* 152

## II Politische Soziale Arbeit

Soziale Arbeit ist eine Friedensprofession  
*Jens Rieger* 166

Schule und Soziale Arbeit  
Inwiefern können Schulsozialarbeiter\*innen der  
Bildungsungerechtigkeit entgegenwirken?  
*Natalie Deja* 186

Einstellungen von Studierenden der Sozialen Arbeit zur  
Deservingness sozialer Hilfe  
Ergebnisse einer Untersuchung an fünf europäischen Hochschulen  
für Soziale Arbeit  
*Holger Spieckermann* 196

Soziale Arbeit  
Naive Weltverbesserung oder strategisch-subversives Vorgehen?  
*André Latz* 215

Farbe bekennen, Position beziehen  
Zur Relevanz aktiver Sozialarbeitspolitik im Kontext der Großen  
Transformation  
*Carmen Torchalla* 231

Kritik des Antisemitismus  
Ein phänomenologischer Zugang für die Soziale Arbeit  
*Tobias Schwaldt* 241

Careleaving  
Zwischen Stigma und Empowerment  
*Sebastian Bornemann, Daniel Beck* 253

Antimoderne Krisenbearbeitung  
Eine Analyse von Antifeminismus und seiner Bedeutung für die  
Soziale Arbeit anhand von Entwicklungen in der Covid-19-Pandemie  
*Rebekka Blum* 266

Demokratiebildung mit Kindern in der Sozialen Arbeit  
Anregungen für die praktische Umsetzung  
*Yvonne Blöcker* 280

### III Digitalisierung

Service Learning-Projekte an Hochschulen  
Eine Utopie zwischen Machtungleichheit und Empowerment?  
*Kirsten Rusert, Margit Stein, Martin Stummbaum* 292

Digitale Teilhabe durch intergenerationale Lernangebote im Quartier  
stärken  
Chancen und Herausforderungen für die Soziale Arbeit  
*Christiane Nakao, Sonja Preissing, Katrin Sen* 309

»Da wird einem ja schwarz vor Augen ...«  
Substituierungseffekte durch KI-basierte Assistenzsysteme im  
Kontext Sozialer Arbeit 4.0  
*André Kukuk* 320

### IV Flucht und Migration

Die sozialen Held\*innen  
Heroisierung Sozialer Arbeit im Kontext des Ukrainekriegs  
*Katharina Kukuk* 336

Heiratsmigration und gesellschaftliche Partizipation  
Eine Habitusanalyse türkeistämmiger Heiratsmigrantinnen  
*Serçin Şahin* 350

Intersektionalität, Diversität und reproduktive Gerechtigkeit  
Konzepte zur Analyse der Situation schwangerer geflüchteter Frauen  
*Okka Zimmermann, Luisa Perdomo Lopez* 360

Die demokratische Schule  
Utopie oder Wirklichkeit?  
*Christoph Jonas Kolb, Margit Stein, Veronika Zimmer* 375

## V Professionsdiskurs

Im Spannungsfeld von Symptomatiken und Gruppenstrukturen Traumapädagogik in der stationären Kinder- und Jugendhilfe <i>Verena Kohler</i>	394
Reflexion im Rahmen der kollegialen Beratung als Ressource und protektiver Faktor <i>Elisabeth Asam-van den Boogaart</i>	408
Soziale Arbeit als utopische Profession? Reflexionen über den Anspruch auf Ganzheitlichkeit <i>Thomas Bek</i>	419
(K)eine Utopie für die gesundheitsbezogene Soziale Arbeit Ungenügen des »biopsychosozialen Modells« und Alternativen <i>Boris Friele</i>	433
Das Projekt »Erziehungslots*innen« Wie freiwilliges Engagement in der Sozialen Arbeit umgesetzt werden kann <i>Yvonne Blöcker</i>	448
Aus der Not eine Tugend machen Humor als Operator in der Sozialen Arbeit <i>Jutta Keßler</i>	459
Narzisstische Persönlichkeiten im Handlungsfeld der Kinder- und Jugendhilfe <i>Lisa Schledorn, Rainer Köppe</i>	476
Frühpädagogik und Soziale Arbeit Schnittstellen und fachliche Handlungsoptionen <i>Tanja Feder</i>	490
Soziale Arbeit im Wandel hin zu: Moral, Politik oder Wissenschaft? <i>Thorsten Sühlsen</i>	503
Zu den Autorinnen und Autoren	514

# Einleitung

Die Welt hat sich mit Krisen auseinanderzusetzen, die in Interdependenz zueinanderstehen und sich wechselseitig in einem bislang nicht bekannten Maße verstärken. Utopien, beispielsweise die eines besseren Lebens, bieten dagegen eine breite und prospektive Perspektive. Martin Staats und Martin Wagner betrachten dieses Spannungsfeld und führen uns deshalb ausführlich in die Welt der Utopien und des guten, gelingend(er)en Lebens als eine mögliche Utopie ein.

Daran schließt der erste thematische Schwerpunkt zum Thema *Teilhabe* an, in dem sieben Beiträge verortet sind. Der Beitrag von Bärbel Schomers verschränkt Disability Studies und Star Trek Studies. Star Trek war und ist Inspiration für viele Menschen, die nach einer besseren Zukunft streben. Der Text untersucht, ob und inwieweit Star Trek auch utopische Narrative in Bezug auf das Beenden der Stigmatisierung, Pathologisierung und Marginalisierung von Menschen mit Behinderungen entwirft und ob diese Entwürfe der Weiterentwicklung aktueller Sozialer Arbeit dienlich sein können.

Marlene Jänsch nimmt in ihrem Beitrag »Dialogische Räume in solidarischen Hilfebeziehungen« Bezug auf relationale Räume als Ermöglichung von Hilfebeziehungen. Gesellschaftspolitische Diskurse über Care- und Sorgearbeit sowie soziales Engagement werden offengelegt.

Unter dem Titel »Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und der Solidarität durch interethnische Freundschaften. Wie kann diese Utopie durch Soziale Arbeit unterstützt werden?« untersuchen Margit Stein und Veronika Zimmer die Bedeutung von Werten für junge Menschen, insbesondere in Bezug auf Freundschaften, sowie die Möglichkeiten, wie die Soziale Arbeit, sowohl innerhalb als auch außerhalb des schulischen Kontexts, zur Förderung dieser Werte beitragen kann. Hierzu nutzen die Autorinnen eine quantitative Fragebogenbefragung, um die vorrangigen Werte junger Erwachsener im Alter von 18 bis 25 Jahren zu analysieren. Das übergeordnete Ziel besteht darin, Wege aufzuzeigen, wie die Wertevermittlung im Rahmen der Sozialen Arbeit positiv beeinflusst werden kann, um eine gemeinsame Wertebasis in einer immer vielfältiger werdenden Gesellschaft zu fördern. Alexandra Nossek spricht sich in einem fundierten, mutigen und persönlichen Beitrag gegen die Stigmatisierung psychisch erkrankter Menschen aus und durchkreuzt dabei unser aller Erwartungshaltung, indem sich die psychisch erkrankten Menschen über deren Stigma-Management herausstellen.

Benjamin Möbus und Margit Stein erörtern in »Kinderrechtsbasierte Schulen als Realutopie. Aktuelle Entwicklungen, bestehende Herausforderungen und weitere Schritte auf dem Weg zu kinderrechtsbasierten Schulen am Beispiel

des UNICEF-Kinderrechteschulen-Programms«, dass, wie und wie sehr gerade Schulen für ein nachhaltiges Erlernen von Demokratie und ein Einfordern von Menschenrechten geeignet sind.

Wie Sexismus – als den Hebel aller patriarchaler Ideologien – in Institutionen wie Hochschulen, ihrer Verwaltung und ihrer Lehre dauerhaft überwinden? Dieser Frage geht Katharina Simon in ihrer »Utopie einer Hochschule frei von sexualisierter Diskriminierung und Gewalt« nach. Daran anschließend verdeutlicht Stefanie Kessler die »Rolle der Sozialen Arbeit in einer zukunftsorientierten Gestaltung des gesellschaftlichen Wandels in ländlichen, strukturschwachen Räumen«. Dabei greift sie den Auftrag und die Kompetenzen Sozialer Arbeit auf, um zu verdeutlichen, welche Rolle Soziale Arbeit in ländlichen Räumen einnehmen kann.

Den zweiten Themenschwerpunkt bildet die *Politische Soziale Arbeit* mit insgesamt neun Beiträgen. Unter Bezug auf Begriffe Johan Galtungs geht Jens Rieger der Frage nach, welche Beiträge die Soziale Arbeit zu einer gesellschaftlichen Friedenskultur leisten kann. Er verweist auf die Erkenntnisse der Friedens- und Konfliktforschung, in der er eine Bezugsdisziplin erkennt, deren Potenzial es noch zu erschließen gilt.

Natalie Deja zeigt mit ihrer ersten Veröffentlichung, wie eine professionelle Verschränkung von Theorie und Praxis in der Sozialen Arbeit funktionieren kann, indem sie sich der Schulsozialarbeit in Bezug auf die Bildungsungerechtigkeit in Deutschland widmet. Der auf ihrer Bachelorarbeit aufbauende Text zeigt, inwiefern die Schulsozialarbeit die Grundlage für Handlungsfähigkeit und Situationsverbesserung liefert, um Chancengleichheit im Schulsystem zu ermöglichen.

Inwieweit Studierende der Sozialen Arbeit das neoliberale Narrativ der Selbstverantwortung und Selbstversorgung, mithin der »Deservingness«, verinnerlicht haben, analysiert Holger Spiekermann anhand einer europaweiten Befragung mit Studienanfänger\*innen. Dabei zeigt sich, dass das neoliberale Narrativ weniger Einfluss auf die Einstellungen der Studierenden der Sozialen Arbeit zu haben scheint als zuvor angenommen, denn diese knüpfen die Inanspruchnahme von Hilfe weniger an Bedingungen, unterscheiden weniger zwischen den Zielgruppen und machen eher die Gesellschaft für soziale Probleme verantwortlich.

Im Beitrag von André Latz werden die Reproduktion gesellschaftlicher (Klassen-)Verhältnisse durch die Soziale Arbeit und das darin angelegte utopische Moment betrachtet. Gerade die symbolische Herrschaft mit der Komplizenschaft derer, die ihr unterworfen sind, und vor allem auch das Leitbild des unternehmerischen Selbst beinhalten nicht nur Risiken, sondern auch Möglichkeiten der Selbstkonstitution der Akteur\*innen.

Carmen Torchalla beleuchtet die Rolle Sozialer Arbeit aufgrund der »Großen Transformation«. Hierbei hebt sie besonders die Themen »Sozialarbeitspolitik«

und »Soziallobbyismus« hervor, erörtert die Optionen Sozialer Arbeit darin und schließt ihren Beitrag mit einem utopischen Ausblick, indem sie Denkanstöße zu den Themen Politikberatung, berufspolitisches Engagement und einer Selbstvermarktungsstrategie von Sozialer Arbeit gibt.

Tobias Schwaldt geht der Frage nach den theoretischen und praktischen Implikationen einer kritischen Theorie des Antisemitismus für die Disziplin und Profession der Sozialen Arbeit nach. Dabei plädiert er für Skepsis im doppelten Sinne: einmal im Sinne einer herausfordernden Anregung an die Subjekte, die Borniertheit des Gegebenen aufzubrechen. Zum anderen in Form einer kritisch-reflexiven Haltung, der die Vermittelnden davor bewahrt, der Verschleierung und Mystifizierung gesellschaftlicher Prozesse aufzusitzen.

Sebastian Bornemann und Daniel Beck beleuchten die Situation von jungen *Care-Leaver:innen*. Mit Blick auf die besonders angespannte Situation auf dem Berliner Wohnungsmarkt und die Art der amtlichen Hilfen monieren sie eine starke Defizitorientierung der gegenwärtigen Praxis und halten dieser die Idee von Empowerment durch stärkere Vernetzung entgegen.

Rebekka Blum macht in ihrem Beitrag »Antimoderne Krisenbearbeitung: Antifeminismus und seine Bedeutung für die Soziale Arbeit« klar, dass und wie sehr antifeministische Netzwerke alle Entwicklung hin zu einer besseren Welt mutwillig blockieren.

Yvonne Blöckers Beitrag »Demokratiebildung mit Kindern in der Sozialen Arbeit. Anregungen für die praktische Umsetzung« beleuchtet, inwiefern Soziale Arbeit zur Demokratiebildung beitragen kann, um Ausgrenzung vorzubeugen und Teilhabe bereits im Kindesalter erfahrbar zu machen.

Der daran anschließende Themenschwerpunkt *Digitalisierung* beinhaltet drei Beiträge. Kirsten Rusert, Margit Stein und Martin Stummbaum befassen sich in ihrem Beitrag mit Service-Learning-Projekten im Hochschulkontext, die auf die Unterstützung des Gemeinwesens abzielen und curriculare Lerngegenstände mit gesellschaftlichen Herausforderungen verknüpfen. Dabei liegt der Fokus auf der Analyse von Machtverhältnissen zwischen den Studierenden als Helfenden und den Adressat\*innen der Projekte, wie beispielsweise Geflüchteten. Die Autor\*innen diskutieren die Voraussetzungen und Möglichkeiten für ein *Critical Service-Learning* zur Förderung sozialer Gerechtigkeit, Demokratie und gesellschaftlicher Veränderungen im Studium.

Christiane Nakao, Sonja Preissing und Katrin Sen widmen sich den Chancen und Herausforderungen, die für die Soziale Arbeit durch die insbesondere für ältere Menschen problembehaftete Teilhabe an der Digitalisierung entstehen. Am Beispiel der Quartiersarbeit untersuchen sie im Rahmen eines explorativen Forschungsprojekts die Möglichkeiten, durch intergenerationale Lernangebote die digitale Teilhabe älterer Menschen zu stärken.

Mit dem Einsatz von Robotik und KI-basierten Assistenzsystemen in der sozialen Praxis beschäftigt sich André Kukuk mit dem wohl aktuellsten Thema dieses Bandes, denn die digitale Transformation rückt zunehmend ins Zentrum heutiger Arbeits- und Lebenswelten und verändert sie nachhaltig. Hier werden nicht nur prognostizierte Arbeitsmarkteffekte vorgestellt, sondern unter Zuhilfenahme von Expert\*inneninterviews mit gewählten Arbeitnehmervertreter\*innen Auskünfte sowohl über individuelle Substituierungsängste einzelner Beschäftigter als auch über kollektive Formen des Umgangs mit möglichen Substituierungsbestrebungen auf betrieblicher Leitungsebene gesammelt und ausgewertet. Der Beitrag stellt die Frage nach der Sinnhaftigkeit von computerisierten Unterstützungssystemen, die insbesondere im Rahmen der Beziehungsarbeit kritisch gesehen werden.

Der Themenschwerpunkt *Flucht und Migration* vereint vier Beiträge. Über soziale Held\*innen, genauer gesagt über die Heroisierung der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund des Ukraine-Krieges und den stetig wachsenden Professionalisierungsansprüchen, wagt Katharina Kukuk einen kritischen Blick auf die paradoxen Zusammenhänge zwischen Flucht und Fachkräftemangel in den Berufsfeldern der Sozialen Arbeit.

Serçin Şahin geht in ihrem Beitrag der Frage nach, inwiefern die soziale Herkunft der aus der Türkei stammenden Heiratsmigrantinnen zum Verlauf ihres Integrationsprozesses in der Aufnahmegesellschaft in Deutschland beiträgt. Ziel ihrer Ausführungen ist es, die Vorstellungen und Wahrnehmungen nach dem Habitusmuster zur gesellschaftlichen Partizipation unter der Berücksichtigung der Milieuzugehörigkeit und der Kapitalarten aus der Perspektive der türkeistämmigen Heiratsmigrantinnen zu beleuchten.

Okka Zimmermann und Luisa Perdomo Lopez beleuchten die prekäre Lage von schwangeren geflüchteten Personen in Deutschland. Um zu einem angemessenen Verständnis der sozialen Situation der Betroffenen gelangen zu können, sollten die Konzepte Intersektionalität und reproduktive Gerechtigkeit zur Geltung gebracht werden.

In ihrem Beitrag »Die demokratische Schule. Utopie oder Wirklichkeit?« befassen sich Christoph Kolb, Margit Stein und Veronika Zimmer mit der Bedeutung von Demokratiekompetenz in der schulischen Bildung. Der Beitrag beleuchtet die Chancen und Herausforderungen einer demokratischen Schulentwicklung und betont die Bedeutung von Demokratiekompetenz angesichts aktueller politischer Herausforderungen und gesellschaftlicher Trends.

Der letzte Themenschwerpunkt ist dem *Professionsdiskurs* gewidmet und besteht aus neun Beiträgen. Unter dem Titel »Im Spannungsfeld von Symptomatiken und Gruppenstrukturen. Traumapädagogik in der stationären Kinder- und Jugendhilfe« betrachtet Verena Kohler anhand eines Fallbeispiels Relevanz und Perspek-

tiven traumasensibler Arbeit sowie die dafür notwendigen Voraussetzungen in der Praxis.

Elisabeth Asam-van den Boogaart hinterfragt in ihrem Beitrag »Reflexion im Rahmen der kollegialen Beratung als Ressource und protektiver Faktor«, welche Rolle die Praxis der Reflexion in der Methode der kollegialen Beratung einnimmt. Die Autorin spricht sich dabei für eine feste Implementierung in den Berufsalltag aus, sodass differenzierte Fallbetrachtungen ermöglicht werden, denen dann mit adäquaten Handlungsstrategien entsprochen wird, welche gleichsam die Professionalisierung vorantreiben und berufsbedingte Belastungen für das Personal reduzieren.

Thomas Bek erörtert in seinem Beitrag »Soziale Arbeit als utopische Profession? Reflexionen über den Anspruch auf Ganzheitlichkeit« das utopische Ideal der Ganzheitlichkeit innerhalb der Sozialen Arbeit. Er zeigt das Spannungsfeld auf, in dem sich Soziale Arbeit mit dem Topos Ganzheitlichkeit befindet. Er verdeutlicht, dass dieses Ideal auf der einen Seite eine theoretische Überforderung darstellt, auf der anderen Seite aber eine erforderliche Perspektive bietet, Soziale Arbeit im Utopischen zu positionieren.

Boris Friele hinterfragt in seinem Beitrag das utopische Potenzial des biopsychosozialen Modells. Letzteres wird aufgrund seiner angeblichen ganzheitlichen Perspektive als Leitmotiv für die Soziale Arbeit im Kontext gesundheitsrelevanter Themen gehandelt. Unter Rekurs auf den systemtheoretischen und verhaltensmedizinischen Charakter des Paradigmas stellt er dessen Ungenügen heraus. Im Kontrast dazu sieht er utopisches Potenzial in einer subjekttheoretischen Fundierung sozialarbeitswissenschaftlicher Theorien, insbesondere wenn es um gesundheitsbezogene Handlungsfelder geht.

Wenn schon alle üblichen Operationen im Sozialbereich nicht ohne Ehrenamt auskommen, gilt dies erst recht für seine großen Würfe. Yvonne Blöcker untersucht in ihrem Beitrag »Das Projekt ›Erziehungslots\*innen‹. Wie freiwilliges Engagement in der Sozialen Arbeit umgesetzt werden kann« die Potenziale und Grenzen ehrenamtlichen Engagements in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit.

Dass Humor ein integraler Bestandteil innerhalb der Sozialen Arbeit sein kann, zeigt Jutta Kefßler auf. Dem Subjekt entsprechend führt sie uns durch den Forschungsstand der Sozialen Arbeit und angrenzenden Disziplinen zum Thema unter dem Titel »Humor als Schlüsselkompetenz der Sozialen Arbeit«.

Lisa Schledorn und Rainer Köppe untersuchen in ihrem Beitrag, inwiefern pädagogische Fachkräfte mit narzisstischen Persönlichkeiten den Praxisbereich der Kinder- und Jugendhilfe beeinflussen. Es wird differenziert betrachtet, welche Auswirkungen diese pathologischen Persönlichkeitseigenschaften sowohl auf die Adressat\*innen als auch die fachliche Arbeit und die daran beteiligten Fachkräfte und Teams haben können.

Tanja Feder thematisiert in ihrem Beitrag »Frühpädagogik und Soziale Arbeit. Schnittstellen und fachliche Handlungsoptionen« die zunehmenden Anforderun-

gen an die Praxisfelder der frühkindlichen Bildung durch eine zunehmende Pluralität der Lebenswelten und den damit einhergehenden wachsenden Bedarf an Fachkräften. Sie nimmt Bezug auf das Spannungsfeld zwischen Professionalität, Wissen sowie sozialem Kontext und zeigt Schnittstellen zwischen den beiden Professionen und Handlungsoptionen für die Praxis.

Thorsten Sühlsen greift ein klassisches Thema auf: »Soziale Arbeit im Wandel hin zu: Moral, Politik oder Wissenschaft?« beleuchtet die Herkunft Sozialer Arbeit vor allem in Fürsorge und Pädagogik. Herkunft, Grundlage und Ziel Sozialer Arbeit ist deshalb Wissenschaft, nicht Politik!

Die Beiträge in diesem Sammelband zeigen in thematischer Tiefe und struktureller Breite auf, unter welchen unterschiedlichen Perspektiven Utopien in der Sozialen Arbeit betrachtet sowie entfaltet werden können und welche Rolle diese in verschiedenen Handlungsfeldern einnehmen. Die Innovationskraft und die avantgardistischen Perspektiven der dargelegten Utopien sollen zum weiteren kritischen Diskurs anregen.

*Die Herausgeber:innen*

# Die Utopie als Zivilisierungsstrategie?

## Ein Beitrag zum »guten, gelingend(er)en Leben«

Martin Staats, Martin Wagner

### 1. Einleitung und Problemstellung

Der utopische Raum ist dem Menschen immanent. Er trägt die Hoffnung auf Zukunft in sich und wird nicht nur in Wissenschaft, sondern auch in der Kunst genutzt. Bereits Karl Valentin formulierte einst: »Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen«. Der Kognitionspsychologe und Unternehmensberater Peter Kruse brachte es in anderer Weise auf den Punkt: »Wir segeln auf Sicht« (Kruse 2015, o. S.).

Die eine Seite des Problems des »Segelns auf Sicht« betrifft die Unfähigkeit des Menschen, in die Zukunft zu schauen, sichere Prognosen abzugeben oder gar Entwicklungs- oder Veränderungsprogrammatiken mittel- und langfristiger Orientierung zu erstellen. Die andere Seite des Problems liegt in dem Grundbedürfnis nach Orientierung für das individuelle und kollektive Denken, Entscheiden und Handeln. Der Psychoanalytiker Eric Berne fasst dies in zwei Grundbedürfnissen des Menschen zusammen: dem nach »sozialen Verbindungen« und dem nach »Strukturierung der Zeit« (Berne 1970, S. 12 ff.)

Der Kulturanalytiker Bazon Brock führt beide Seiten nun in seiner Definition von Kommunikation zusammen: »Orientierung in einer Welt, die man nicht zu verstehen braucht«. Das heißt: Wir müssen kommunizieren, »weil wir weder uns noch andere noch die Welt tatsächlich verstehen können« (Brock 2002, S. 518 ff.).<sup>1</sup> Dieses Nicht-verstehen-Können unserer eigenen menschlichen Psyche und somit der sozialen Umwelt verstärkt sich durch die zunehmende Vernetzung der Weltgesellschaft, verstanden als zunehmende Komplexität der Gesellschaften,

---

1 Brock (2002) unterscheidet zwischen Verstehen und Verständigung: Verstehen bezieht sich dabei auf die Funktionslogik eines Beobachtungs- oder Untersuchungsgegenstandes, Verständigung dagegen auf den geeigneten Umgang mit diesem. Bsp.: Das Kommunikationsdesign eines Automobils ermöglicht das Fahrzeugführen durch »Verständigung«. Man »braucht« also das Auto hinsichtlich seiner Funktionslogiken nicht zu verstehen, um es fahren zu können. Wahrnehmung erfolgt stets perspektivisch, weshalb hier dieser Brock'sche Anspruch des Nicht-Verstehenkönnens der eigenen Psyche und der sozialen Umgebung geteilt wird: Wenn wir zu verstehen glauben, verstehen wir letztlich nur unsere eigene Perspektive bzw. diese im Austausch mit den Individualperspektiven anderer, nie aber die Funktionslogik des Gegenstands als Ganzes. Intuition oder Bauchgefühl sind demnach Formen der Verständigung, nicht Formen des (perspektivischen) Verstehens.

verbunden mit abnehmender Wiederholbarkeit und somit abnehmender Planbarkeit gesellschaftlicher Entwicklung.<sup>2</sup> Dies durchzieht den nachfolgenden Text als sogenanntes Komplexitäts- und Planungsproblem.

Es gilt also, kommunikative Mittel und Wege zu finden, die Zukunft auf die Gegenwart zu beziehen und jene als Zielhorizont für heutiges Leben zu nutzen. Die Zukunft kann uns »Orientierung in einer Welt« bieten, die wir aufgrund des Komplexitäts- und Planungsproblem nicht vollumfänglich verstehen können. Hier kommt der Begriff der Utopie ins Spiel, »als Konsequenz des historischen Denkens«, als Form, »mit der Zukunft zu denken« (Brock 2002, S. 34).

Dieser Beitrag beginnt mit einer Annäherung an den Utopie-Begriff und entwickelt diesen weiter zur Zivilisierungsstrategie. Als ein Angebot dieser zivilisatorischen Orientierung soll die Utopie des guten, gelingend(er)en Lebens in den Diskursraum gestellt werden, welche wiederum abschließend kritisch diskutiert wird.

## 2. Was ist eine Utopie? Ein Versuch der begrifflichen Abgrenzung

Utopie heißt nichts anderes als »vergegenwärtigte Zukunft« (Brock 2002, S. 34). Eine alltagspraktische Sichtweise gibt sich jedoch allein mit einer vergegenwärtigten Zukunft nicht zufrieden, sondern verbindet den Begriff der Utopie zusätzlich mit der (verklärten?) Vorstellung, dass die Zukunft besser sein könnte oder sogar müsste als der gegenwärtige Blick auf die Vergangenheit. Im erweiterten Sinne sind Utopien damit Ausdruck von Hoffnungen auf Veränderung zum Besseren, meist in langfristiger Hinsicht. Am Beispiel von Huxleys »Brave new world« (Huxley 2022) wird allerdings auch deutlich, dass die Verwirklichung einer Utopie zum Besseren eben auch zur Dystopie<sup>3</sup> werden kann oder sich Teile dieser als solche herausstellen. Da der Mensch, wie in der Problemstellung angedeutet, eben nicht die Zukunft vorauszusagen im Stande ist, sollte zunächst auch in der Vorwegnahme der Zukunft sowohl der Weg zum Besseren als Utopie als auch der Weg zum Schlechteren, als Dystopie, in Betracht gezogen werden.

Was heißt nun aber »besser« oder »schlechter«, wenn es um unsere vorweggenommene Zukunft geht? Die Adjektive »besser« und »schlechter« sind Komparative der Wörter »gut« und »schlecht«, womit auf einen Vergleich verwiesen wird, was dem Utopie/Dystopie-Begriff, aufgrund der Veränderlichkeit und Selbststre-

---

2 Planbarkeit setzt Wiederholbarkeit von Prozessen und Rahmenbedingungen voraus. Komplexität erhöht Vernetzungsgrad der Systemakteure und damit dies Spontanaktivität des Gesamtsystems, was zur Reduzierung der Wiederholbarkeit und somit zur Reduzierung der Planbarkeit führt.

3 Unter Dystopie versteht man die vergegenwärtigte Zukunft, allerdings mit schlechtem Ausgang.

ferenzialität möglicher Vergleichsbezüge oder Bewertungsmaßstäbe,<sup>4</sup> zusätzlichen Problemgehalt verleiht. Dieses Komparativ-Problem des »Besser-Als« oder »Schlechter-Als« zeigt sich beispielhaft am materiellen Wohlstand als einem möglichen und gleichzeitig weitverbreiteten Maßstab des guten Lebens.

Die Utopie eines »besseren« Lebens wurde seit der europäischen Industrialisierung zunehmend durch die Ideen der Marktwirtschaft, der Industrie- und später der Konsumgesellschaft geprägt (Weidekamp-Maicher 2008), gleichzeitig aber auch mehr und mehr infrage gestellt. Aufgebaut wurde es auf der Erkenntnis, dass ein immer weiter und grenzenlos sowie teilweise exponentiell steigendes materielles Wachstum – ökonomisch, ökologisch und sozial – nicht realisiert werden kann, ohne Folgeschäden zu verursachen. Nicht erst seit dem bekannten »Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit« (Meadows/Meadows/Randers/William 1972) ist die Sättigungsfähigkeit von Märkten, als Sättigungsfähigkeit individueller Konsumbedürfnisse verstanden, und deren Konsequenzen für die Menschheit ein Thema in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft. Bereits im Jahr 1854 wies Hermann Heinrich Gossen (Gossen 1927) in seinem ersten Gossen'schen Gesetz, oder auch Sättigungsgesetz genannt, darauf hin, nachdem im Jahr 1767 schon Anne Robert Jacques Turgot in seinem Ertragsgesetz ähnliche Sättigungstendenzen erwähnte. Materieller Wohlstand und Sättigungstendenzen einerseits, gutes Leben andererseits: Es liegt die Vermutung nahe, dass die Steigerung des materiellen Wohlstands allein nicht automatisch zur proportionalen Verbesserung des guten Lebens führt, sobald man dieses als ein komplexes bio-psycho-sozio-spirituelleres Phänomen (Staats 2022, S. 796 ff.) versteht, im Sinne eines guten, gelingend(er)en Lebens, als zentralem Gegenstand des vorliegenden Textes.

Der Begriff der Utopie wird zudem vielfach in aktuellen Gesellschaftsdiskursen, so zum Beispiel in juristischen (Berta 2022) ebenso wie in theologischen (Meireis/Wustmans 2023), in ökonomischen (Martignoni 2022) oder auch in pädagogischen (Steffel 2023) Kontexten verwendet. Neben inhaltlichen Aspekten von Utopien geht es dabei vorrangig auch um methodische Aspekte, als Frage nach dem Umgang mit bzw. nach dem Zweck von Utopien. Sind Utopien also als Vorlagen ihrer eigenen Umsetzung, als Programmatik zur Realisierung zukünftig geltender Wahrheitsansprüche zu verstehen? Die Geschichte der vergangenen 120 Jahre zeigt, welche fatalen Konsequenzen als Programmatik missverstandene Utopien zeigen können (Brzezinski 2015; Friedman 2020; Münch 2022).

Utopien werden im vorliegenden Text also nicht als Programmatik einer Wahrheitsrealisierung verstanden, sondern als »das Potential der Kritik an be-

---

4 Mittel- und langfristig orientierte Vergleichsbezüge bzw. Bewertungsmaßstäbe unterliegen (selbstreferenziellen) Prozessen menschlichen Lernens, verändern somit sowohl unsere Sicht auf Vergangenheit als auch auf die Zukunft und somit auch die Vergleichsbezüge bzw. Bewertungsmaßstäbe selbst.

haupteten Wahrheitsansprüchen von Zeitenlenkern und -gestaltern« (Brock 2002, S. 35): Utopien sind somit als Mittel zur Wahrheitskritik zu nutzen und nicht als Weg zur Wahrheitsrealisierung misszuverstehen.

Neben inhaltlichen und methodischen Aspekten des Utopie-Begriffes müssen auch differenzierende Bezüge zu ähnlichen Begriffen hergestellt werden, zum Beispiel zu Begriffen wie Mythos, Ideologie, Vision, Strategie und Ziel. Der Mythos wird hier als ein »urheberlos gewordener Aussagenzusammenhang« verstanden, Mythologisieren demnach als ein »Urheberloswerden von Aussagenzusammenhängen, von denen jeder weiß, daß [sic!] sie irgendwann von konkreten Individuen geschrieben, gemalt oder gezeichnet wurden« (Brock 2002, S. 524). Genau hier stellt sich ein zentrales Unterscheidungskriterium zwischen Utopie und Mythos heraus: Die Utopie muss auf einen konkreten Urheber verweisen, um sich von einem Mythos zu unterscheiden und als Orientierung der Wahrheitskritik wirksam werden zu können. Darüber hinausgehend muss die Zeitdimension berücksichtigt werden – einerseits der Vergangenheitsbezug des Mythos und andererseits der Zukunftsbezug der Utopie. Oft geht der Mythos einer Utopie, als Programmatik der Wahrheitsrealisierung, voraus,<sup>5</sup> während eine Utopie zur Wahrheitskritik stets den Bezug zu historischen Fakten herzustellen versucht.

Von der Ideologie unterscheidet sich die Utopie durch den Zweck. Foucault schreibt dazu: »Das Individuum ist zweifellos das fiktive Atom einer ›ideologischen‹ Vorstellung der Gesellschaft; es ist aber auch eine Realität, die von der spezifischen Machttechnologie der ›Disziplin‹ produziert worden ist« (Foucault 1994, S. 249). Er stellt Ideologie als einen Filter der Realität dar, der seinerseits Wahrheiten zu generieren beabsichtigt. Dies bestätigt und konkretisiert Ideologie als Praxis der Macht des herrschenden Diskurses (Foucault 2003) zur Stabilisierung von Gesellschaft. Foucault schreibt weiter: »Das Denken der Ideologien war nicht nur eine Theorie des Individuums und der Gesellschaft; es entwickelte sich als eine Technologie der subtilen wirksamen und sparsamen Gewalten, im Gegensatz zum kostspieligen Machtaufwand der Souveräne« (Foucault 1994, S. 131). Adorno sieht, ähnlich wie Foucault, das Individuum durch Ideologie gehemmt, dass also »Freiheit weithin Ideologie blieb; daß [sic!] die Menschen ohnmächtig sind vorm System und nicht vermögen, aus ihrer Vernunft ihr Leben und das des Ganzen zu bestimmen« (Adorno 2003, S. 96). Während die Utopie, dem hier beschriebenen Verständnis folgend, der Wahrheitskritik dient, lässt sich Ideologie also als Programmatik der mehr oder weniger diskursiven Wahrheitsgenerierung und -realisierung verstehen.

---

5 Gerade religiöse bzw. spirituelle Begründungsmuster weisen derartige Zusammenhänge auf, ausgehend von (letztbegründenden) Mythen, wirksam als utopische Vorlage für die individuelle Lebenskonzeptentwicklung (vgl. z. B. Prescher et al. 2022; Römlert 2021).

Die Begriffe der Vision, der Strategien und Ziele treten vor allem im militärischen, im politischen und wirtschaftlichen Kontext in Erscheinung. Strategie kennzeichnet dabei einen vollständigen Plan, der für alle denkbaren Situationen eine richtige Wahlmöglichkeit beinhaltet (Neumann/Morgenstern 1973). Strategien bestehen demnach aus verschiedenen Zukunftserwartungen, auch als Szenarien verstanden, denen allerdings oft eine lineare Systemlogik und somit Planbarkeit unterstellt wird, womit sich die Strategie vom hier entwickelten Utopieverständnis abhebt: Strategie als lineare Umsetzungsprogrammatisierung von Wahrheitsansprüchen. Aus der Strategie und ihren Szenarien lassen sich Ziele ableiten, die sich vor allem durch konkrete Messbarkeit, Spezifik, Aktualität, Realisierbarkeit und zeitlicher Fixierung auszeichnen, also den Schritt von der strategischen zur operativen Planungsebene vollziehen. Strategien werden, trotz hoher Risiken und Unsicherheiten, als lineare Wirkungslogiken geplant; gleichzeitig wird jedoch mit dem Scheitern gerechnet. Die Grundausrichtung der verschiedenen strategischen Szenarien wird auch als Vision bezeichnet, die in regelmäßigen Zeitabständen einem Review zu unterziehen ist, um neuen Erkenntnissen und Ereignissen Rechnung zu tragen. Im Strategischen Management wird daher von einer sogenannten »dynamischen Betrachtungsperspektive« (Welge et al. 2017, S. 23) gesprochen, gleichwohl ein lineares Welt- und Zeitverständnis dominiert. Während also Vision, Strategie und Ziel im weitesten Sinne Ergebnisse konkreter, weitestgehend linearer Planung darstellen, weit über die reine Orientierungsfunktion hinausgehend, steht bei der Utopie die Orientierungsfunktion im Vordergrund – als Ausdruck eines komplexen Welt- und Zeitverständnisses und als Bezug der Kritik an Wahrheitsansprüchen zur vergegenwärtigten Zukunft.

Eine zentrale Begriffspaarung ergibt sich aus dem hier hergeleiteten Utopieverständnis, welche in den Folgekapiteln Verwendung finden: das Begriffspaar »Verantwortung vs. Moral«. Eine Annäherung an dieses Begriffspaar bietet der juristische Begriff der Schuld<sup>6</sup> nach Reinhard Frank (1907), wonach Schuld, im normativen Verständnis, in der Möglichkeit verankert ist, vorsätzliches oder fahrlässiges Verhalten persönlich vorwerfen zu können. Vorsatz und Fahrlässigkeit<sup>7</sup> setzen Planbarkeit von Ereignissen einerseits und Willensfreiheit der handelnden Person andererseits voraus. Ein Schuldspruch muss also einerseits die Planbarkeit des betrachteten Ereignisses und andererseits eine konkre-

---

6 Dieser Erklärungsansatz über den Schuldbegriff wurde hier gewählt, da dieser, mit seinen theologischen Wurzeln, als der älteste Ansatz seiner Art bezeichnet und somit als eine zentrale Orientierung zivilisatorischer Entwicklung gelten kann, so auch im Zuge dieser vorliegenden Auseinandersetzung mit der Utopie des guten, gelingend(er)en Lebens, als Zivilisierungsstrategie (vgl. z. B. Wulff 2008).

7 Während Vorsatz offensichtlich Planbarkeit von Ereignissen voraussetzt, handelt es sich bei Fahrlässigkeit, im weitesten Sinne, um einen leichtfertigen Planungsfehler, bezogen auf ein im Grunde jedoch planbares Ereignis. Ein nicht planbares, zufälliges Ereignis kann nach diesem Verständnis somit auch keinen Tatbestand der Fahrlässigkeit begründen.

te Entscheidung der betreffenden Person im Sinne eines konkret erwarteten Ereignisses nachweisen. Im Falle der Schuld trifft die Person willentlich eine Entscheidung in begründbarer Erwartung eines konkreten Ereignisses, hier allerdings gegen geltende konkrete Regeln. Die Person übernimmt Verantwortung für das eigene Entscheiden. Voraussetzung für einen Schuldspruch ist der Nachweis, dass diese getroffene Entscheidung gegen konkretes geltendes Recht verstößt. Moralische Bewertungsmaßstäbe, die zwischen gut und schlecht oder zwischen richtig und falsch unterscheiden,<sup>8</sup> eignen sich aufgrund ihrer subjektiven Beurteilungsbasis nicht als Bewertungsmaßstab der Schuldfeststellung. Moral und Verantwortung lassen sich also als Gegensätze, wenn nicht sogar als aufeinander aufbauende Bewertungsmaßstäbe für individuelles und kollektives Entscheiden und Handeln verstehen.<sup>9</sup> Im vorliegenden Text wird Verantwortung als zivilisatorische Weiterentwicklung von Moral verstanden, im Sinne eines handlungsanleitenden Bewertungs- und Begründungsmaßstabs. Individuelles Handeln in Zivilisationen stützt sich demnach nicht mehr auf moralische Grundsätze, im Sinne urheberlos gewordener Wertesysteme einer Gesellschaft, sondern auf das Argument und dessen Urheber: die entscheidende und handelnde Person.<sup>10</sup>

## 2. Was ist eine Zivilisierungsstrategie? Ein Versuch der begrifflichen Weiterentwicklung

Der Utopie-Begriff verweist, wie eben angedeutet, nicht nur auf inhaltliche, sondern auch auf methodische Aspekte. Beide lassen sich im Begriff der Zivilisierungsstrategie konkretisieren, einerseits Zivilisierung, als nachfolgend zu präzisierender inhaltlicher Aspekt, und andererseits Strategie, als bereits oben präzisierter methodischer Aspekt des Utopie-Begriffes.

Zivilisation beruht auf den auch historisch geteilten Erfahrungen einer Gruppe von Menschen und ist als Prozess oder Ergebnis eines Prozesses zu verstehen, der beispielsweise »auf den Stand der Technik, auf die Art der Manieren, auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis, auf religiöse Ideen und Gebräu-

---

8 Brock (2002, S. 58, 447) verknüpft mit dem Begriff Moral die Frage nach dem Guten (vgl. Ethische Differenz), grenzt diesen ab von Kritik, als der Frage nach dem Wahren (vgl. Epistemologische Differenz) und vom Gedächtnis, als der Frage nach dem Schönen (vgl. Ästhetische Differenz).

9 So diskutiert Schieder (2018) die Begründbarkeit ethisch motivierten Widerstands gegen geltende Rechtssysteme.

10 In der fortgesetzten Auseinandersetzung mit Moral und Verantwortung, vor dem Hintergrund der Utopie des guten, gelingend(er)en Lebens, muss der Begriff der Person konkretisiert werden, zum Beispiel mithilfe der Gegenüberstellung historischer, soziologischer und/oder psychologischer Perspektiven (vgl. z. B. Quante et al. 2020).

che« (Elias 1977, S. 1) rekuriert. Elias (1977) schlussfolgert daraus, dass jede Gruppe ein eigenes Verständnis davon entwickeln kann, was für sie Zivilisation bedeutet und dieses Verständnis wiederum »als vollkommen selbstverständlich [erachtet und annimmt], daß [sic!] dies die Art sei, in der die Menschenwelt als Ganzes betrachtet und bewertet sein will« (Elias 1977, S. 5). Elias rekonstruiert die Entwicklung der Zivilisation und Kultur anhand der westlichen Völker in England, Frankreich und Deutschland. Dabei führt er als Begrenzung des Nachvollzugs der Zivilisation an einem Beispiel den deutschen Kulturbegriff hinzu: »Aber er [der Deutsche] kann kaum etwas von der spezifisch nationalen Erfahrungstradition, von dem selbstverständlichen Gefühlswert vermitteln, der für ihn das Wort [Kultur] umgibt« (Elias 1977, S. 5). Elias versucht damit auszudrücken, dass ein rein rationaler/kognitiver Nachvollzug von Zivilisationsprozessen, ohne diese selbst zu durchleben und ganzheitlich zu erfahren, nur schwer oder nicht möglich scheint.

Die sich hier andeutende Unklarheit, die Unterschiede zwischen Kultur und Zivilisation betreffend, weist auf die Notwendigkeit hin, ein extrakulturelles Verständnis von Zivilisation zu entwickeln, als ein mögliches Kontinuum zur Bewertung des oben problematisierten »Besser-Als« oder »Schlechter-Als«. Ein solch extrakultureller Erklärungsansatz von Zivilisation zeigt sich in der Art und Weise, wie Individuen ihren Ansprüchen und Entscheidungen Geltung und Verbindlichkeit verleihen, hier bezeichnet als Autorisierung von Ansprüchen. Nach Bazon Brock (Brock 2010, S. 48) sind hierbei drei Autorisierungsformen zu unterscheiden:

Die ursprüngliche und, bezogen auf die Menschheits- und Kulturgeschichte, älteste Form der Autorisierung von Ansprüchen ist der Verweis auf letztbegründende Instanzen. Diese Form ist aus kultischen Gemeinschaften, aber auch aus religiösen oder ideologischen Kontexten bekannt. Die letztbegründende Instanz im religiösen Kontext wäre zum Beispiel »Gott«, eine ähnliche, dem ideologischen Kontext des Kapitalismus zuzuordnende Instanz wäre zum Beispiel der »Markt«. Derartige Letztbegründungen finden sich auch in sogenannten Leerformeln als Immunisierungsstrategien, wie sie der Soziologe Hans Albert beschrieb: Die ideologische oder religiöse Brauchbarkeit von Leerformeln verhalten sich umgekehrt proportional zu ihrem Informationsgehalt (Albert 1972, S. 19). Leerformeln sind also scheinbare, meist tautologische Begründungszusammenhänge, deren letztbegründende Brauch- und Wirksamkeit mit abnehmendem Informationsgehalt zunimmt.<sup>11</sup>

---

11 Der Publizist Wolfgang Koschnick (2016) nennt hierfür Beispiele aus Politik: zum Beispiel »Mehr Demokratie wagen« oder auch allein der Begriff Populist bzw. Populismus. Topitsch (1963) spricht in diesem Zusammenhang von der scheinbar überzeitlichen Gültigkeit der Naturrechtslehren. Von Feuerbach (1984, S. 69) ist die Aussage überliefert: »Gott ist eine leere Tafel, auf der nichts weiter steht als was Du selbst darauf geschrieben«.

Die zweite und menschheitsgeschichtlich jüngere Form der Autorisierung von Ansprüchen findet sich in Kulturen. Ansprüche werden hier durch Verweis auf kollektive Übereinkünfte autorisiert. Als Beispiele lassen sich die verschiedenen Rechtssysteme heranziehen, die Menschen zur Meisterung ihres Alltags miteinander vereinbaren.

Die dritte und menschheitsgeschichtlich jüngste Form der Autorisierung von Ansprüchen ist die Form der Zivilisation, ausgedrückt im Verweis auf die individuelle Urheber- oder Autorenschaft. Brock spricht hier auch von der Autorisierungsform der Künstler und Wissenschaftler, wie wir sie erst seit Beginn des 15. Jahrhunderts kennen.

Utopie zeigt sich hier inhaltlich also als vorweggenommene zukünftige Entwicklung, in unserem Fall, im Sinne eines guten, gelingend(er)en Lebens. Methodisch liegt ihr, wie später ausgeführt wird, die zivilisierte Form der Autorisierung in der Aushandlung und Versöhnung individueller und gesellschaftlicher Ansprüche und Entscheidungen zugrunde. Je differenzierter in der Folge ein Individuum durch Verweis auf die eigene Autoren- und Urheberschaft eigene Ansprüche zu kritisieren fähig ist (auch im Sinne der Reflexion der eigenen aktuellen und zukünftigen gesellschaftlichen Eingebettetheit), desto zivilisierter wird der individuelle und – sofern es geteilte zivilisatorische Praxis wird – kollektive Umgang mit den ungreifbaren, teilweise widersprüchlichen und veränderlichen Bedürfnissen nach einem guten, gelingend(er)en Leben sein.

### 3. Wozu brauchen wir eine Zivilisierungsstrategie?

Zivilisation zeigt sich also, zusammengefasst formuliert, im individuellen und kollektiven Umgang mit anderen Sichtweisen, mit Andersartigkeit und mit der Art des Scheiterns an den eigenen Ansprüchen und Erwartungen. Die Unfähigkeit des Menschen, seine Zukunft vorhersagen zu können, führt darüber hinaus zu diesen Konfrontationen mit Andersartigkeit und Enttäuschungen, mit anderen Worten: zur Konfrontation mit Krisen.

Der Begriff der Krise<sup>12</sup> wird in Medien und Politik in einer Weise inflationär verwendet, dass er sich für wissenschaftliche Diskurse fast schon disqualifiziert. Im Leitfaden Krisenkommunikation des Bundesministeriums des Inneren (BMI)

---

12 Im Zuge der Auseinandersetzung mit der Utopie des guten, gelingend(er)en Lebens unterliegen bestimmte Begriffsverständnisse einer Veränderung, so auch der Krisen-Begriff. Diesem Umstand wird hier Rechnung getragen, indem zunächst nicht mit einem Krisen-Begriff als Versuch der Begriffsklärung gearbeitet wird, sondern zunächst mit einem Krisen-Begriff als Versuch der Begriffsproblematisierung. Beispielhaft zum Krisen-Begriff als Begriffsklärung sei auf Jahn (1991) und weiterführend zum Krisen-Begriff als Begriffsproblematisierung auf Laubinger (2020) verwiesen.

werden folgende Beispiele für Krisen der jüngeren Vergangenheit benannt: Hochwasser 2002 und 2013 an Elbe und Donau, Reaktorkatastrophe von Fukushima 2011, Orkan Kyrill 2007, Ausbreitung des Vogelgrippevirus H5N1 im Jahr 2006, versuchte Anschläge in Dortmund und Koblenz 2006 sowie Bonn 2012, der Stromausfall im Münsterland 2005, die Terroranschläge in Madrid 2004 und London 2005, der Tsunami 2004, die Terroranschläge vom 11. September 2001 oder das Zugunglück in Eschede 1998 (BMI 2014, S. 2). Diese Aufzählung wird im Leitfaden Krisenkommunikation des BMI zu einem Versuch der Begriffsklärung entwickelt, in welcher die Krise, unter Verweis auf umgangssprachliche Gewohnheiten, mit dem Begriff der Katastrophe gleichgesetzt wird.

»Eng verknüpft mit dem Begriff der Krise ist in der öffentlichen Wahrnehmung der Begriff der Katastrophe. Gemäß den entsprechenden Gesetzen der Bundesländer wird in der Regel die Katastrophe anhand zweier Begriffselemente definiert: Erstens, es liegt ein Geschehen vor, das Leben oder Gesundheit zahlreicher Menschen oder Tiere, die Umwelt, erhebliche Sachwerte oder die lebensnotwendige Versorgung der Bevölkerung gefährdet oder schädigt. Zweitens, die Abwehr und Bekämpfung dieses Geschehens erfordert die einheitliche Leitung durch die zuständige (Katastrophenschutz-)Behörde. Katastrophen sowie Großschadensereignisse sind damit im Sinne des Leitfadens auch Krisen« (BMI 2014, S. 4).

Bereits an diesem politisch-medialen Beispiel des Umgangs mit Krisen fällt auf, dass sowohl tatsächliche als auch verhinderte Ereignisse zusammengefasst werden, Naturkatastrophen ebenso wie technische Havarien, Verkehrsunfälle ebenso wie Pandemien. Selbst erwartbare Folgen unserer (westlichen) Art zu leben und zu wirtschaften werden als Krise bezeichnet, sobald sie definitionsgemäß schädigende Wirkungen zeigen und ausschließlich durch »einheitliche Leitung« (Zentralverwaltung) abgewehrt und bekämpft werden, wie es beispielsweise auch im Zuge der sogenannte Wirtschaftskrise 2008 der Fall war (Langanke 2023). Da Krisen und Katastrophen, dem Verständnis des BMI folgend, ausschließlich durch »einheitliche Leitung« zu handhaben sind, entsprechende Entscheidungen und Ansprüche demnach letztbegründend autorisiert werden können, kann hier eine tautologische Legitimation politisch-medialer Willkür entstehen: Durch Verweis auf selbstverursachte Krisen und Katastrophen berechtigt sich der verursachende Mensch selbst zur Aushebelung kultureller und zivilisierter Formen der Selbstkontrolle: Die Krise lässt sich also als Letztbegründung politischer Willkür missbrauchen, im Sinne kultischer Formen der Autorisierung individueller Ansprüche.

Zunächst kann anhand der bereits genannten Beispiele festgestellt werden, dass sich das politisch-mediale Krisenverständnis häufig um die Folgen menschlichen Handelns und Entscheidens bewegt. Krise, so lässt sich zusammenfassen, ist stets durch den Menschen verursacht bzw. nicht verhindert worden, weshalb

es nicht mehr genügt, Strategien des Krisenumgangs zu erarbeiten, wie durch das BMI geschehen. Eine Person oder Institution, die politische Entscheidungen trägt, wäre so in der Lage, sich durch selbsterzeugte Krisen auch selbst als Krisenbewältigungsinstanz zu inszenieren, gleichwohl die Aufgabe wäre, Krisen zu verhindern (vgl. Grundgesetz GG Art. 56 und Art. 64).

In Zivilisationen repräsentiert jedes Individuum mehr als sich selbst, im Besonderen die gesellschaftlichen Entscheidungsträger, weshalb hier Strategien eines proaktiven und selbstreflexiven Umgangs mit Krisen zu entwickeln sind, was wiederum den individuellen und kollektiven Umgang mit den Grenzen menschlichen Wahrnehmens und Urteilens in den Fokus rückt. Aus diesem Grund wird die Utopie in folgenden Richtungen als Zivilisierungsstrategie argumentiert: Wahrnehmung der Krise als Bereicherung des eigenen Lebens (im Sinne zivilisatorischer Ansprüche in Bezug auf den Umgang mit den eigenen Wahrnehmungs- und Urteilsgrenzen in Zeiten zunehmender Komplexität gesellschaftlicher Phänomene), Verständnis von Kommunikation als Verständigung durch Missverständnisse und Entwicklung eines guten, gelingend(er)en Lebens als Prozess der Zivilisierung. Vor diesem Hintergrund wird nachfolgend erläutert, was unter einem guten, gelingend(er)en Leben verstanden werden kann.

#### **4. Was ist das gute, gelingend(er)e Leben?**

Ein utopischer Raum ist das gute, gelingend(er)e Leben seit spätestens der griechisch-römischen Antike. Ludwig Marcuse (1972) beschreibt in seinem Buch »Philosophie des Glücks« die Betrachtungsweisen auf den Gegenstand Glück bei Hiob, Epikur, Seneca, Augustinus etc. Auch Aristoteles (1985) – wie in der Folge noch verdeutlicht wird – erörtert durch die Eudaimonie den Zugang des Menschen zum guten Geist und mit ihm das Aufgehen in der Glückseligkeit. In diesen einzelnen Betrachtungsweisen – mit unterschiedlichen Gewichtungen – tauchen die Ideen des gelingenden bzw. gelungenen, glücklichen, guten, sinnerfüllten, zufriedenen ... Lebens auf. Zu vielfältigen Theorien lassen sich Verbindungen ziehen und anhand dieser beschreiben, was ein gutes, gelingend(er)es Leben ist. Wie bereits bei Staats (2023) erörtert, soll hier in Kürze skizziert werden, was unter gut, gelingender und gelingendem Leben verstanden werden kann. Diese Dreiteilung spiegelt sich in der Vielfalt der gleich zu beschreibenden Theorien wider und soll darüber hinaus verdeutlichen, dass das gute, gelingend(er)e Leben einen abduktiven, prozessualen und zielbezogenen Anteil hat.

»Unter gut kann [als erster Faktor] ein situativer, momentaner und flüchtiger Orientierungspunkt [und Entwicklungspunkt] verstanden werden, der niedrigschwellig zugänglich für jede Zielgruppe ist und in Abgrenzung zu schlecht ein Spannungsfeld, ein Kontinuum [...] eröffnet, in dem sich intuitiv verortet werden kann. [...] Zusam-

menfassend ist gutes Leben als die situative Bewertung des aktuellen Standpunkts des eigenen Lebens, welches wiederum durch individuelle und gesellschaftliche Rahmenbedingungen beeinflusst ist, zu verstehen« (Staats 2023, o. S.).

Hierunter sind auch Situationen zu fassen, die abduktiven Charakter haben, also unverfügbar sind, spontan auftreten, in denen sich das Individuum – von der sich ihm anbietenden flüchtigen Konstellation – positiv berührt oder übermannt fühlt.<sup>13</sup> Häufig wird dieses Gefühl in der Positiven Psychologie als Glück (Rashid/Seligman 2018, 2019; Seligman 2005), beispielsweise auch als Flow (Csikszentmihályi 1990) beschrieben. Ein ausschließlich und dauerhaft glückliches Leben zu führen ist aber nach dieser Auffassung nicht möglich.

»Gelingenderen ist als weiterer Faktor deshalb zu benennen, weil es um die täglichen Lebensvollzüge geht, in denen Leben konstruiert, produziert und strukturiert wird bzw. werden kann« (Staats 2023, o. S.). Ein gelingenderes Leben kann als Bestrebung geführt werden und ist als Prozess zu verstehen, den Zielhorizont des gelungenen Lebens zu erreichen, wobei sich ähnlich wie beim guten oder glücklichen Leben situativ ein Erkennen oder Reflektieren einstellen kann, mit den eigenen Idealen in Einklang zu leben und diese zu verfolgen.

»Gelingend ist als dritter Faktor deshalb zu benennen, weil es sich um einen normativen Zielhorizont handelt, der selbstredend nie vollumfänglich erreichbar ist, aber als [diskursiv herzustellende und sich somit kontinuierlich verändernde] Entwicklungsperspektive eine subjektive sowie objektive Ausrichtung von Analyse- und Denkstrategien, Verhalten, Maßnahmen etc. ermöglichen kann« (Staats 2023, o. S.).

Ein gutes Leben ist als abduktiver Impuls, ein gelingenderes Leben ist als Reflexion und Bewertung des Standpunktes im Prozess hin zu einem gelungenen Leben und ein gelingendes Leben ist als moralisch – zwischen Individuum und Gesellschaft vermittelter – idealer Zielzustand zu verstehen.

Das Streben nach einem guten, gelingenderen und gelingendem Leben ist ein analytisch vielfältig ergründeter Gegenstand.

Aristoteles (1985) erläutert in seiner Nikomachischen Ethik eine Idee, wie Menschen ein gutes Leben führen können. Der Ansatz des Aristoteles verläuft dabei über das Individuum selbst und dessen Handeln. Der Mensch vermag über maßvolles und tugendhaftes Handeln (arete) zu einem guten Geist (eudaimonie)

---

13 Als Beispiele, die dennoch nicht bei jedem ein Glücksgefühl auslösen müssen, sollen folgende Situationen benannt werden: das Gefühl nach grauen, regnerischen Tagen die ersten wärmenden Sonnenstrahlen zu spüren; das Körpergefühl im Kontext eines ausgedehnten Spaziergangs in der Natur; das positive Berührtwerden durch Musik; die Erfahrung in einem Orchester, Chor, Team etc. gemeinsam mehr zu sein und zu erschaffen, als allein und dabei das Gefühl von Leichtigkeit bzw. des Freischwebens zu haben. Viele weitere Beispiele ließen sich benennen, die als interindividuell unterschiedliche Resonanzräume der situativen Passung von Innen und Außen aufblühen.

zu gelangen. Dieses Handeln sei in der Mitte (mesotes) zu verorten. Menschen sollen also nicht zu viel (Übermaß) oder zu wenig (Mangel) im eigenen moralischen Handeln zeigen. Dieses tugendhafte Handeln ist mit der eigenen Vernunft, Klugheit und Erfahrung zu vermitteln und weiterzuentwickeln, sodass als Ziel ein guter Geist und damit Glückseligkeit entstehen kann (Rommerskirchen 2019, S. 46 ff.). Abzuleiten ist heute daraus, dass ein gutes, gelingend(er)es Leben durch das eigene Handeln beeinflusst werden kann und, dass dieses Handeln sich in einem homöostatischen Prozess hin zur Mitte orientiert sowie sich dabei anhand der eigenen Fähigkeiten entfaltet.

Epikur (1988) wird bezüglich seiner Idee eines glücklichen Lebens konkret. Er entfaltet während seines Lebens einen real erlebbaren Ort der Glückseligkeit. Epikur erwirbt ein Stück Land und gründet den Kepos. Dieser Garten des Epikur war für alle Menschen, auch Frauen und Sklaven, die damals nicht den gleichen Stand wie freie Männer hatten, zugänglich, bestand ca. 500 Jahre lang und ermöglichte ein an der vielfältigen Erkundung der real erfahrbaren Sinneswelt orientiertes Leben in Gemeinschaft und ohne Besitzansprüche. Die Sinneserfahrungen wurden mit anderen geteilt und mit einem auf Vernunft bezogenen Denken und Handeln vermittelt, um der Flüchtigkeit und dem Hedonismus dieser Erfahrung Dauerhaftigkeit zu verleihen. Eine weitere Strategie, die eigenen Sinneserfahrungen zu mehren, war das Freimachen von Ängsten. Diese Lebensweise erinnert heute stark an die Idee der Achtsamkeit, verwirklicht in vielfältigen Techniken und Programmen, beispielsweise der Mindfulness based stress reduction (MBSR) (Kabat-Zinn 2013, 2019). Ableiten können wir wiederum hieraus, dass ein glückliches Leben eine Selbstfokussierung auf die individuelle Vielfalt der Sinneserfahrungen, die uns die Welt bietet, bedeutet, gleichzeitig aber auch deren tiefgreifende Ergründung und Weiterentwicklung braucht sowie generell Gemeinschaft bedarf, innerhalb der man die mannigfaltigen Lebenserfahrungen teilen kann. Diese facettenreichen Erlebnisse und Erfahrungen sind durch *ratio* in das eigene Welt- und Selbstbild zu integrieren. Schließlich sollte das eigene Leben möglichst angstfrei erlebt werden können.

Ludwig Marcuse (1972) beschreibt in seiner »Philosophie des Glücks«, dass der Augenblick, in dem man in tiefster Übereinstimmung mit sich selbst ist, ein Glücksmoment sei. Sich wahrnehmen zu können (von Weizsäcker 1947), sich als kohärent (Antonovsky 1983, 1987) zu erleben, eine Identität (Erikson 1988, 2002, 2005) zu entwickeln, mit der man übereinstimmen kann oder sich selbst bzw. durch die Beschreibung andere als kongruent zu erleben (Konstruktivismus, u. a. Watzlawick et al. 1974) und Symbolischer Interaktionismus (u. a. Mead 2017), können als Teilaspekte der Glücksidee von Marcuse beschrieben werden und sind Erfahrungen, die sich auch in heutigen Theorien (u. a. Rosa 2016) wiederfin-

den. In eine reflexive Beziehung zu sich<sup>14</sup> und der Welt zu treten und diese als stimmig zu erleben, scheint ein weiterer wichtiger Faktor im Kontext des guten, gelingend(er)en Lebens zu sein.

Wie hier dargestellt, eröffnen sich eine Vielzahl von Sichtweisen zum guten, gelingend(er)en Leben, welche zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter dem Begriff *quality of life* oder Lebensqualität gebraucht wurden, beispielsweise in der Eugenik (Ellis 1911; Kovács 2022) und in der Wohlfahrtstheorie (Noll 1999; Pigou 1920). Bereits hier wird das Spannungsfeld zwischen Person und Umwelt deutlich, in dem sich das gute Leben heute vollzieht. Konkret haben in der Folge beispielsweise Erik Allardt (1976, 1993), Wolfgang Zapf (1979, 1984) sowie Martha Nussbaum und Amartya Sen (1993) Konzepte vorgelegt, in denen sie die Spannungsfelder zwischen individuell-gesellschaftlich und subjektiv-objektiv zu versöhnen und zu verbinden versuchen, welche in der Folge genauer dargestellt werden.

Gerade die Swedish Level of Living Surveys, die die skandinavischen Länder Dänemark, Norwegen und Finnland inspiriert haben, ihre Lebensbedingungen in den jeweiligen Ländern zu untersuchen, bieten einen reichen Fundus in der Analyse von gutem Leben. Erik Allardt (1976, 1993) hat sich in seinem Ansatz des »Having, Living und Being« intensiv damit auseinandergesetzt. Er hat ein eigenes Indikatorensystem mit dazugehörigen Paramenten entwickelt, wie gutes Leben messbar gemacht werden kann. Die Aspekte der materiellen und nicht personen-gebundenen Bedürfnissen (Having), der sozialen Bedürfnissen (Loving) und der Bedürfnisse nach persönlichem Wachstum (Being) werden bei Allardt nochmals in subjektive und objektive Indikatoren unterteilt, anhand derer ein qualitativ gutes Leben gemessen werden soll:

1. Das objektive Maß der Lebens- und Umweltbedingungen.
2. Das subjektive Gefühl, dass die eigenen Lebensbedingungen befriedigt/nicht befriedigt werden können.
3. Das objektive Maß der Beziehungen zu anderen Menschen.
4. Das subjektive Gefühl mit den eigenen sozialen Beziehungen zufrieden/unzufrieden zu sein.
5. Das objektive Maß der Beziehung, die Menschen zum einen zur Gesellschaft und zum anderen zur Natur haben.
6. Das subjektive Gefühl des persönlichen Wachstums bzw. der Entfremdung.

Die objektiven Indikatoren werden durch das quantitative Zählen von externen Bedingungen ermittelt, wie Allardt (1993, S. 93) beschreibt: »As it is possible to measure the space available per person in a house, one can simply ask the re-

---

14 Wie dieses Ich konstituiert ist, ob es gar nur ein Ich ist oder mehrere Ich-Zustände, ob wir von einem Selbst reden, sei an dieser Stelle dahingestellt. Es geht um eine Beziehung zur eigenen Entität, die ich als mir zugehörig empfinde und beschreibe und die nicht außerhalb von mir liegt.

spondents to count the number of friends, observe the amount of political activity, and estimate the opportunities to enjoy nature, etc.«. Die subjektiven Indikatoren werden erhoben, indem Menschen ihre eigene Einstellung und Haltung in Bezug auf ihre Lebensbedingungen schildern.

Wolfgang Zapf (1979), ein Pionier der deutschen Sozialindikatorenforschung, setzt ebenfalls objektive Lebensbedingungen und subjektiv wahrgenommene Lebensqualität ins Verhältnis zueinander. In diesem Spannungsfeld entwickelt er vier konstruierte Wohlfahrtstypen, die sich daraus entwickeln, dass die objektiven Lebensbedingungen und subjektiv wahrgenommene Lebensqualität entweder als gut oder schlecht bewertet werden. Er beschreibt sie wie folgt: »Well-being (ähnlich den OECD-Definitionen) bezeichnet die Personen in (überdurchschnittlich) guten objektiven und subjektiven Situationen, Deprivation die Personen in (überdurchschnittlich) schlechten. Diese beiden Typen sind ›konsistent‹. Dissonanz bezeichnet den Typ von Personen, deren wahrgenommene Lebensqualität ihren recht guten Lebensbedingungen nicht entspricht. Resignation schließlich ist der zweite ›inkonsistente‹ Typ, bei dem ungünstige objektive Lebensbedingungen subjektiv nicht gleichermaßen ungünstig bewertet werden« (ebd., S. 770).

Eine weitere Theorie, die das Spannungsfeld objektiv-subjektiv mit einem wohlfahrtsstaatlichen Hintergrund sowie einer der Gerechtigkeitstheorie von John Rawls (1971) nahestehenden Systematik aufgreift und welche zudem in der Sozialen Arbeit weit verbreitet ist, ist die des Capability/ies Approach (Nussbaum/Sen 1993; Nussbaum 1999, 2010, 2011; Sen 1985). Wie dieser darlegt, reicht materieller Wohlstand für ein gutes Leben nicht aus. Menschen müssen die Möglichkeit erhalten, ihre Bedürfnisse im Abgleich mit ihrer Umwelt zu befriedigen. Die Aspekte, die dabei entscheidend sind, können durch folgende Fragen umrissen werden:

- Können die Menschen ihre interindividuell unterschiedlichen Fähigkeiten zur Bedürfnisbefriedigung entfalten?
- Welche Verwirklichungschancen bietet mir meine Umwelt, die mir zur Verfügung stehenden Fähigkeiten einzusetzen, und erhalte ich Angebote, die für mich wertvollen Fähigkeiten weiterzuentwickeln?

Folglich geht es um die individuelle Entfaltungsfreiheit der eigenen Fähigkeiten und die daraus entstandenen Kompetenzen sowie die damit verbundene eigene Lebensführung, ohne dabei ausschließlich egoistisch zu handeln, sondern sich selbst und seine Verortung in Gesellschaft zu finden, zu entwickeln sowie die Bezüge zu anderen zu suchen, zu gestalten und weiterzuentwickeln. Diese individuelle Entfaltungsfreiheit haben die Gesellschaft und gesellschaftliche Institutionen zu begleiten und zu fördern, um ein chancengleiches, gutes Leben entfalten zu können, so die Idee des Capability/ies Approach.

## 5. Wie könnte die Utopie eines guten, gelingend(er)en Lebens konkretisiert werden?

Der folgende Abschnitt beabsichtigt Rahmenbedingungen der aktuell bestehenden hochkomplexen Welt skizzenhaft zu umreißen und dabei Impulse für Denk- und Handlungsrahmen und ggf. zukünftige Entwicklungen zu geben. Dabei soll zudem der Versuch gewagt werden, das Gemeinsame und Verbindende der bisherigen Ideen, Ansätze und Theorien herauszustellen. Als Analysemedium wird der Ansatz des »Having, Living und Being« von Erik Allardt (1993) genutzt, da dieser die Vielfalt der weiteren Ansätze in weiten Teilen integriert bzw. gute Anknüpfungspunkte zu diesen bietet.

1. *Die objektiven Lebens- und Umweltbedingungen:* Allardt (1993, S. 89) erörtert die objektiven Lebens- und Umweltbedingungen wie folgt: »Having bezieht sich auf materielle Bedingungen, die bedeutungsvoll für das Überleben und die Vermeidung von Elend sind. Having schließt den Bedarf nach Essen, Luft, Wasser, Schutz vor klimatischen oder Umwelt-Veränderungen, Krankheiten etc. ein«. <sup>15</sup> Die benannten Faktoren erinnern an die Grundbedürfnisse, die Abraham Maslow (1981) in seiner motivationspsychologischen Bedürfnispyramide verortet hat. In der genaueren Betrachtung hebt Allardt beispielhaft folgende weitere Indikatoren (ebd.) hervor, die wiederum Verbindungen zu den Defizitbedürfnisse der Grundbedürfnisse und dem Bedürfnis nach Sicherheit nach Maslow aufzeigen:

- Ökonomische Ressourcen, beispielsweise Einkommen und Vermögen,
- Wohnbedingungen, beispielsweise der verfügbare Raum und die Annehmlichkeiten und Ausstattung dessen,
- Arbeit, beispielsweise die Tatsache, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen,
- Arbeitsbedingungen, beispielsweise physische (z. B. die Lautstärke und Temperatur am Arbeitsplatz) und psychische (z. B. Stress) Arbeitsbelastung,
- Gesundheit, beispielsweise der Zugang zu Gesundheitsversorgung, das individuelle Empfinden von Schmerz oder das Vorhandensein von Krankheiten,
- Bildung, beispielsweise die Zeit, die im Bildungssystem verbracht wurde.

Diese objektiven Lebens- und Umweltbedingungen werden zwar regional bedeutsam, aber zu einem hohen Anteil von globalen Faktoren beeinflusst. Darüber hinaus ist zu konstatieren, dass es einem Großteil der Mitglieder der westlichen Welt und dem Lebensstil dieser folgenden Gesellschaften im Sinne des Having und der benannten Indikatoren gut zu gehen scheint. Vor allem erleben dabei aber die Länder des globalen Südens ein Ausbeuten ihrer Arbeitskraft sowie Umwelt und,

---

15 Alle direkten und indirekten Zitate von Allardt (1993) sind im Original Englisch und wurden durch die Autoren dieses Beitrages ins Deutsche übersetzt.

damit verbunden, eine nicht in gleichem Maß verlaufende positive Entwicklung ihrer objektiven Lebens- und Umweltbedingungen.<sup>16</sup> Folglich sind objektive Lebens- und Umweltbedingungen ungleich verteilt. Zudem zeigt sich, dass diese in einer zunehmend globalisierten, komplexen und vernetzten Welt immer schwieriger durch einzelne Protagonisten gesteuert werden können. Wie bereits im oben problematisierten Krisen-Begriff angedeutet, lässt sich in unserer aktuellen westlichen Gesellschaft eine abwägende Haltung gegenüber den vielfältig zu bewältigenden Krisen erkennen. Unter dem Akronymen VUCA<sup>17</sup> wird seit den 1980er Jahren, ausgehend vom Militär und von den Wirtschaftswissenschaften, eben diese Krisenhaftigkeit innerhalb der modernen Gesellschaft diskutiert (Beaumont 2010; McChrystal 2015). In diesem Zusammenhang wird auf den Resilienz-begriff, als mögliche Antwort auf diese Veränderung (Heller 2018), rekurriert. Resilienz stellt dabei in den Geistes- und Sozialwissenschaften zumeist eine Form der psychischen Widerstandsfähigkeit dar (Werner 1989).

Als eine Antwort auf die globalen Lebens- und Umweltbedingungen können supranationale Institutionen wie die Vereinten Nationen gesehen werden. Die Vereinten Nationen sowie deren Sonderorganisationen und Spezialprogramme zu den jeweiligen gesellschaftlichen Subsystemen, wie Wirtschaft, Sicherheit, Gesundheit, Bildung, Justiz, Umwelt etc., sollen Abstimmungs- und Verständigungsprozesse initiieren, umsetzen und unterstützen. Dabei reicht aber eine monoperspektivische (z. B. institutionen-, professionen- und disziplineninhärente) Betrachtung von globalen Phänomenen nicht aus. Zum einen müssen die Interdependenzen der Themen zueinander betrachtet werden: Beispielsweise stellen die aktuellen klimatischen Veränderungen nicht nur die World Meteorological Organization (WMO) vor Herausforderungen, sondern ebenso sind juristische, bildungsbezogene, gesundheitliche etc. Dimensionen berührt, die ein Handeln sowie eine Koordination mit anderen Bereichen verlangen. Zum anderen braucht es eine verbindende und einende Perspektive, nach der sich ein Großteil der globalen Kräfte ausrichten kann, welche aufgrund der historischen Gewordenheit einzelner Staaten und deren Partikularinteressen nur in einem optionsoffenen und diskursiven Prozess gemeinsam immer wieder neu verhandelt werden kann.<sup>18</sup> Ein aktueller Impuls in diese Richtung sind die vielfältigen Konferenzen, Programme und Vereinigungen auf globaler Ebene, beispielsweise die Weltklimakonferenz, die 17 Sustainable Development Goals (SDGs), United

---

16 Ulrich Brand und Markus Wissen (2017) beschreiben Teile dieser Phänomene als »Imperiale Lebensweise« und haben deren Prozesse sowie Ideen für einen möglichen konstruktiven Umgang damit in gleichnamigem Buch beschrieben.

17 VUCA steht für volatility (Volatilität), uncertainty (Unsicherheit), complexity (Komplexität) und ambiguity (Mehrdeutigkeit).

18 Ein positives praktisches Beispiel ist der Beschluss, global wirtschaftende Unternehmen mit mindestens 15 Prozent zu besteuern. Der Initiative der G-20 Länder haben sich weitere Länder angeschlossen, insgesamt sind es 138.

Nations Framework Convention on Climate Change (UNFCCC), Greenpeace, attac, Fridays for Future etc. Natürlich spielen darüber hinaus nationalstaatliche, bundenslandbezogene und kommunale Unterschiede eine Rolle, welche objektiven Lebensbedingungen Menschen zur Verfügung stehen. Hier bestehen nicht nur Möglichkeits- und Verwirklichungsungleichheiten zwischen zum Beispiel Schweden und Burundi, bezüglich der Armutsquote (World Bank 2023), sondern ebenso regionale Unterschiede, auch in Deutschland, beispielsweise was die Gefahr betrifft, in Armut aufzuwachsen (Funcke/Menne 2020, S. 10 ff.) oder die Gesundheitsversorgung (Haverkamp 2018; Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2016, S. 25 ff.) angeht. Die Beseitigung von struktureller und individueller Ungleichheit<sup>19</sup> in den Feldern Einkommen, Wohn- und Arbeitsbedingungen, Bildung, Gesundheit etc. sind zentrale Aspekte für chancengleiche Lebens- und Umweltbedingungen. Zudem kann hier zumindest für westliche Nationen nicht von einem Wissensproblem, sondern von einem Handlungsproblem<sup>20</sup> gesprochen werden, denn es bestehen valide Langzeiterkenntnisse zu all diesen Ungleichheitsdimensionen und deren Auswirkungen für das eigene Leben.

2. *Das subjektive Gefühl, dass die eigenen Lebensbedingungen befriedigt/nicht befriedigt werden können:* Die von Allardt (1993, S. 89) beschriebenen objektiven Lebensbedingungen, wie die ökonomischen Ressourcen, die Wohn- und Arbeitsbedingungen, die Gesundheit und Bildung sind Gegenstand der subjektiven Interpretation, wie Zapf (1979) beschreibt. Das jeweilige Individuum setzt sich in Beziehung zum jeweiligen Aspekt der Lebensbedingung und schätzt für sich subjektiv ein, ob es einen Mehrwert für das eigene Leben generiert. Als irritierendes Beispiel kann hier das »Unzufriedenheitsdilemma« (ebd., S. 771) benannt werden, bei dem durch das Individuum objektiv gute Lebensbedingungen subjektiv nicht zu einem gelingenderen Leben beitragen und damit das eigene Leben als schlecht bewertet wird. Zum anderen ist das »Zufriedenheitsparadoxon« zu benennen. Dieses definiert auf subjektiver Ebene ein Leben in schlechten Lebensbedingungen als

---

19 Strukturelle Ungleichheit meint dabei die pauschale Zugangserschwerung oder -verhinderung zu gesellschaftlichen Subsystemen. Individuelle Ungleichheit meint, individuelle Fähigkeiten gesellschaftlich nicht dementsprechend zu fördern, sodass der Zugang zu gesellschaftlichen Subsystemen erschwert oder verhindert wird.

20 Fraglich ist zudem, wie mit bestehenden Ungleichheiten umgegangen wird. Hierfür haben Gesellschaften Ansätze zu entwickeln, die multiplexen Anforderungen genügen – eine Anregung hierfür versucht dieser Beitrag zu geben. Zu konstatieren ist darüber hinaus, dass einfache Lösungen von globalen und komplexen Problemen nicht zielführend erscheinen, da es eher um einen zivilisierten Umgang mit der Unmöglichkeit der endgültigen und absoluten Lösung jeglicher Probleme gehen muss. Denn Problemlösungen werden immer Folgeherausforderungen generieren, mit denen ein möglichst multiperspektivischer Umgang zu ermöglichen ist. Von daher sind auch Handlungsprobleme nur mit diskursiven Mitteln zu lösen, ähnlich wie jetzt schon Wissensproblemen in Wissenschaft begegnet wird.

gut. Zapf versucht diese Sonderfälle theoretisch zu begründen und liefert die von ihm erschaffenen Neologismen »Theorie der individuellen Statussuche«, »Theorie politischer Armut«, »Theorie der ›Happiness-*Barriere*«, »Theorie der Anspruchsresignation« und »Theorie des Wertwandels« (1979, S. 772), die sich an Theorien anknüpfen, auf die er sich bezieht.<sup>21</sup> Zapf (1979, S. 773–774) reflektiert diese theoretischen Ansätze nochmals und fasst sie im Sinne der Zufriedenheit und individuellen Wohlfahrt wie folgt zusammen:

»Zufriedenheit ist nicht nur ein punktueller Vergleich, sondern auch eine längerfristige Befindlichkeit. [...] Zufriedenheit hat eine deutliche kognitive Komponente. [...] Und die Ansprüche hängen ihrerseits eindeutig von den bisherigen Erfahrungen und vom Vergleich mit signifikanten anderen ab. Wenn man, mit diesen Befunden, von der Zufriedenheit wieder auf ein weiteres Konzept der individuellen Wohlfahrt übergeht, dann ergibt sich das folgende Bild: die individuelle Wohlfahrt bestimmt sich aufgrund der beobachtbaren und der wahrgenommenen Qualität der Lebensumstände. Die objektive Wohlfahrtsposition, die subjektive Wohlfahrtsposition und ihren Zusammenhang erklären wir am besten mit Statuslagen, das heißt gesellschaftlich typischen Konstellationen von sozialstrukturellen Merkmalen. Wir verbessern die Erklärung, wenn wir ›Erfahrungen‹, ›Aktivitäten‹ und besondere ›Problemlagen‹ der Individuen berücksichtigen, die ihrerseits deutlich, aber eben nicht vollständig durch sozialstrukturelle Merkmale determiniert sind«.

Demnach, so verdeutlicht sich, stehen die objektiven Lebensbedingungen und das subjektive Gefühl der Zufriedenheit in nicht vollständig erklärbaren Interdependenzen zueinander. Allardts Faktoren des *Loving and Being* lassen sich als ein Versuch interpretieren, durch weitere Parameter diese Interdependenzen zu erklären. Neben den gewichtigen sozialstrukturellen Merkmalen zeigen

---

21 Die Theorie der individuellen Statussuche beschreibt den Wunsch nach individuellen Statusvorteilen im Vergleich zu anderen Menschen und nicht ein bloßes kollektives Anwachsen der Statusvorteile. Die Theorie der politischen Armut beschreibt den Einfluss der »politischen Kultur, der politischen Sozialisation und den eigenen politischen Ressourcen« (Zapf 1979, S. 772) auf die Zufriedenheit und damit die Fähigkeit, Missstände im eigenen politischen System analysieren und artikulieren zu können. Die Theorie der »Happiness-*Barriere* könnte man mit sozial erwünschten Antworten übersetzen, in denen »Menschen einen sozialen Druck gegen das Eingeständnis von Unzufriedenheit perzipieren« (ebd.). Die Theorie der Anspruchsresignation verdeutlicht, wie der Name schon erkennen lässt, dass durch permanente Anspruchssenkung unter widrige Lebensverhältnisse scheinbar höhere Zufriedenheitswerte mit eben diesen ausgedrückt werden. Auch könnte es eine funktionale Copingstrategie (Antonovsky 1979; Lazarus/Folkman 1984) sein, sich in nicht veränderbaren Lebensbedingungen mit eben diesen abzufinden. Ebenso könnte das Phänomen der Anspruchssenkung mit den Theorien der Resilienz (Werner 1989) oder der erlernten Hilflosigkeit (Seligman 1979) erklärt werden. Abschließend soll die Theorie des Wertwandels als Erklärungsmodell beschrieben werden. Hier erfolgt eine kognitive Adaption an die wohlhabenden Lebensverhältnisse bei Privilegierten und damit eine Unzufriedenheit mit dem Status Quo. (Zapf 1979, S. 772–774).

somit die individuelle Reflexions- sowie die mittel- und langfristige Erfahrungskompetenz, die eigenen biografischen Erlebnisse sowie die Einzelpersonen und Personengruppen, als Vergleichsobjekte des Individuums, einen Einfluss auf die individuelle Sicht des gelingenden Lebens. Diese Perspektive, so Zapf, ließe sich am besten durch Statuslagen beschreiben, bei denen sich Verbindungen zu den heute gebräuchlichen Milieus ziehen ließen. Eine intensive, auf das Gemeinwesen und den Sozialraum bezogene Arbeit (Karas/Hinte 1978; Kessl/Reutlinger 2019) scheint unumgänglich, um Milieus zu erreichen, die widrigen Lebens- und Umweltbedingungen ausgesetzt sind. Dies stellt einen Weg dar, schließlich individuelle Lebensentwürfe zu fördern, sodass Bildungspotenziale genutzt, anerkannte Erwerbstätigkeit ausgeübt und ein suffizientes Einkommen erzielt werden kann. Diese drei Faktoren sind sehr bedeutende Dimensionen von Chancengleichheit, höchstwahrscheinlich nicht nur in westlichen Gesellschaften.

3. *Das objektive Maß der Beziehungen zu anderen Menschen:* Menschliche Beziehungen sind nicht nur für Säuglinge und deren physische Versorgung lebensnotwendig (Bowlby 2018), sondern sie begleiten uns ein Leben lang über pädagogische, soziologische und psychologische Vollzüge des Lernens, der Erziehung, Bildung, Entwicklung und Sozialisation, beispielsweise in den Prozessen der Identitätentwicklung, Rollenfindung, Gruppendynamik, Institutionenzugehörigkeit etc. Ohne andere Menschen wäre dies nicht möglich. Folglich greift auch Allardt (1993, S. 91) diese Aspekte im Begriff Loving sinngemäß wie folgt auf: »Liebe steht für das Bedürfnis mit anderen Menschen in Beziehung zu stehen und dadurch soziale Identitäten zu entfalten«. Anschließende Aspekte beschreibt er als essenziell für die Bedürfnisbefriedigung des Loving:

- Verbindung und Kontakt zum Gemeinwesen,
- Bindung zur Familie und Verwandtschaft,
- Aktive Freundschaftsbeziehungen,
- Beziehungen und Kontakt mit Kolleg\*innen in Verbänden und Organisationen,
- Beziehungen zu Arbeitskolleg\*innen.

Auch hier zeigen sich Verbindungen zu den Faktoren des Having und Being. Allardt (ebd.) beschreibt sinngemäß weiter, dass alsbald materielle Lebensbedingungen, auch der biologischen und physischen Umwelt, sehr schlecht werden, die Gesellschaft, die Solidarität zwischen Menschen sowie Liebesbeziehungen darunter leiden und Menschen diese vernachlässigen sowie die Fähigkeiten, diese zu pflegen, teilweise verlernen. Ein weiteres, empirisch umfassend untersuchtes Beispiel hierfür sind die »Arbeitslosen von Marienthal« und die Studie zu

ihnen von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1933/1994), die ähnliche Phänomene<sup>22</sup> am Beispiel von Massenarbeitslosigkeit beschreiben. Die Beziehungsaufnahme zwischen Menschen ist also gesellschaftlich zu fördern, es sind vielfältige Begegnungsräume zu implementieren, in denen sich Menschen auch zu sensiblen Themen sowie innerhalb tragfähiger und nachhaltiger Beziehungen öffnen, erfahren und weiterentwickeln können. Die Prozesse der Globalisierung, Flexibilisierung, Individualisierung etc. erschweren eine konstante Beziehungsgestaltung, sodass Alternativräume (digital, aber auch analog) geschaffen werden müssen, die diese Beziehungen in ähnlicher Qualität kompensieren können. Vorrangig sind Rahmenbedingungen zu schaffen, sodass Menschen in den für sie präferierten Lebensräumen bleiben können und damit ihre Beziehungswahl strukturell nicht hinterfragt wird. Folglich sind die Prozesse der Globalisierung, Flexibilisierung, Individualisierung etc. dahingehend gesellschaftlich kritisch zu reflektieren und strukturelle Alternativmaßnahmen zu ergründen. Zivilgesellschaftliches Engagement könnte diesbezüglich eine Alternative bieten, welche zudem durch Lobbyarbeit (Seithe 2012), Empowerment (Herriger 2020) und Partizipation (Straßburger / Rieger 2019) angeregt und gefördert werden könnten.

4. *Die subjektiven Gefühle mit den eigenen sozialen Beziehungen zufrieden oder unzufrieden zu sein:* Die pure Quantität an Beziehungen sagt nichts darüber aus, wie zufrieden Menschen mit diesen sind. Das subjektive Gefühl der Einsamkeit (Noack-Napoles/Noack 2023; Spitzer 2019) kann sich ebenso einstellen, auch wenn alle von Allardt oben benannten objektiven Faktoren erfüllt sind.

Herausforderungsvoll für die Beständigkeit und das Aufrechterhalten von Beziehungen sind, wie bereits genannt, unter anderem die Prozesse der Individualisierung, Pluralisierung, Flexibilisierung und Globalisierung (Bauman 2003, 2016; Beck 1986; Beck/Giddens/Lash 1996; Stiglitz 2002). Die funktional ausdifferenzierten Systeme (Luhmann 1973, 1992) der westlichen Gesellschaft sind die Folge der arbeitsteilig organisierten Arbeitsprozesse aus der Zeit der Industrialisierung. Teile dieses Arbeitsprozesses werden in andere Länder oder Regionen verlagert, in denen absolute bzw. komparative Kostenvorteile bestehen. In der Folge überträgt sich auf der einen Seite die entstehende Veränderungsdynamik der be-

---

22 Folgende Phänomene werden unter anderem beschrieben: Die Verflüssigung der Zeit im Sinne der Entstrukturierung der Tages- und Wochenstruktur. Das Auflösen der sozialen Gemeinschaft im Sinne der Erosion von Vereinstätigkeiten, Gemeinschaftsaktivitäten im Gemeinwesen, das Vernachlässigen des eigenen Kindergartens und der Bibliothek, Mitgliederverlust in den politischen Parteien etc. Die Verwahrlosung des Gemeinguts, beispielsweise des Parks. Schließlich die Entwicklung von Einsamkeit und passiver Resignation gegenüber den Rahmenbedingungen. Aus den Untersuchungsergebnissen der Studie werden vier Typen im Umgang mit den sich verändernden Lebens- und Umweltbedingungen herausgearbeitet, die Ungebrochenen, die Resignierten, die Apathischen und die Verzweifelten (Jahoda / Lazarsfeld / Zeisel 1933/1994).

rufflichen Situation (mit dem Job mitziehen) auf das Privatleben der betroffenen Arbeitnehmer\*innen, vor allem die persönlichen Beziehungen betreffend.<sup>23</sup> Auf der anderen Seite besteht die Möglichkeit, das globalisierte Unternehmen ihren weltweit verteilten Arbeitnehmer\*innen eine zeitliche Gleichzeitigkeit abverlangen, die es ihnen wiederum erschwert, ihre örtlich vorhandenen sozialen Kontakte zufriedenstellend zu pflegen.

Zudem können die Prozesse der Individualisierung und die daraus resultierende normative Freisetzung<sup>24</sup> der Individuen dazu führen, dass Menschen zunehmend weniger Schnittmengen in ihren Werteüberzeugungen, ihrer Freizeitgestaltung, ihren Lebens- und Arbeitsweisen etc. entwickeln. Sie gehen somit immer weniger – gesetzt den Fall, sie treten überhaupt in Beziehung zueinander – in Resonanz miteinander. Eine offene, von gegenseitiger Wertschätzung und dem Gefühl der inneren Verbundenheit geprägte Beziehung wird erschwert und somit kann es sein, dass sie subjektiv ihre Beziehungen als weniger qualitativ gut einschätzen und folglich weniger zufrieden mit diesen sind.

Tragen diese Beziehungen nicht, führt die Logik der Individualisierung zudem dazu, dass der einzelne Mensch die Verantwortung für die Entscheidungen vollumfänglich selbst tragen muss und damit auch die Last, potenziell mit jeder Entscheidung immer etwas Negatives mitverantworten zu müssen. Die Herausforderung dabei ist schlussendlich in einer komplexen, vernetzten, undurchsichtigen, fluiden, pluralisierten etc. Welt Entscheidungen – bei auch sowieso schon komplexen Beziehungsentscheidungen – zu treffen, bei denen man selbst nicht die Konsequenzen des eignen Handelns ergründen und absehen kann. Verantwortliches Beziehungshandeln ist folglich erschwert und eine Handlungskonsequenz könnte eine Fokussierung auf das Nicht-Handeln sein, in welcher zumindest Fehler versucht werden auszuschließen. Dementsprechend bestehen unter anderem die Möglichkeiten, Beziehungen aus Angst vor Enttäuschung erst gar nicht aufzunehmen, nicht-resonante Beziehungen aus Angst vor Veränderung einfach fortlaufen zu lassen oder von Beziehungen zu Beziehung zu »hoppen«, in der Hoffnung, eine noch bessere, resonantere Beziehung durch einen Wechsel zu erreichen. All diese Formen – so die Hypothese – führen mittel- und langfristig unweigerlich zur negativen Selbstbewertung der eigenen Beziehungszufriedenheit. Infolgedessen braucht es konstruktive Impulse hin zu

---

23 Zwar können aufgrund des technologischen Fortschritts diese Kontakte virtuell aufrecht gehalten werden und ggf. in der jeweiligen Community sehr niedrigschwellig virtuelle Kontakte generiert werden. Die Autor\*innen dieses Beitrages sehen diese virtuellen Kontakte aber nicht als qualitativ gleichwertig im Vergleich zu leiblich potenziell ganzheitlich erfahrbaren menschlichen Kontakten an.

24 Menschen werden aus tradierten Rollen und Moralvorstellungen herausgelöst (freigesetzt) und haben die Möglichkeit, sich individuell und unabhängig zu entwickeln, mit allen Chancen und Risiken.

einer beziehungsfreundlichen Persönlichkeits-, Sozialraum-, Institutions- und Gesellschaftsstruktur.

5. *Das objektive Maß der Beziehung, die Menschen zum einen zur Gesellschaft und zum anderen zur Natur haben:* Allardt (1993, S. 91) erörtert den Faktor des »Being« sinngemäß als »das Bedürfnis in Gesellschaft integriert zu sein und in Resonanz mit der Natur zu leben«. Kann der Mensch sein, erlebt er persönliches Wachstum, kann er nicht sein, erlebt er sich entfremdet. Dieser Zustand wird, so Allardt weiter, durch folgende Aspekte beeinflusst:

- die Frage, zu welchem Grad der Mensch an Entscheidungen und Aktivitäten, die sein Leben beeinflussen, partizipieren kann,
- die Möglichkeit zu zivilgesellschaftlichen und politischen Aktivitäten,
- die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung,
- die Möglichkeiten für ein bedeutungsvolles Arbeitsleben,
- die Möglichkeiten die Natur genießen zu können, entweder durch innere Einkehr oder durch Aktivitäten in der Natur.

Wie es auch der Capability/ies Approach (Nussbaum/Sen 1993; Nussbaum 1999, 2010, 2011; Sen 1985) erörtert, spielt die Möglichkeit, seine eigenen Fähigkeiten und Bedürfnisse entfalten und ausleben zu können, eine zentrale Rolle für ein gutes, gelingend(er)es Leben. Darüber hinaus kann aus dem Capability/ies Approach, in Erweiterung zu Allardts Modell des »Having, Loving und Being«, abgeleitet werden, dass dieses Ausleben und diese Entfaltung nicht nur durch das Individuum, sondern in enormen Maße durch den Chancen- und Möglichkeitsrahmen bestimmt und auch begrenzt wird, den die Gesellschaft zur Entfaltung (zum schöpferischen und wirkmächtigen Einsatz sowie zur vielfältigen und kreativen Weiterentwicklung) und Vermittlung der eigenen Fähigkeiten und Bedürfnisse bietet. Hier erscheinen Fragen zu Nachhaltigkeit (resonante Naturerfahrungen machen zu können), Sozialpolitik (Sicherheit bei unvorhersehbaren Lebensereignissen zu haben), Zivilgesellschaft (Vertrauens in die Gesellschaft, Gefühl des Verstandenwerdens, Möglichkeiten des sich Einbringens etc. zu haben) des Arbeitsmarktes (Verwirklichung durch Tätigkeit) etc. handlungsleitend.

6. *Das subjektive Gefühl des persönlichen Wachstums bzw. der Entfremdung:* Das Gefühl des persönlichen Wachstums zeigt sich in einigen psychosozialen Theorien und Ansätzen.

Die Theorie der Salutogenese von Aaron Antonovsky (1983, 1987) versucht zu erklären, wie vor allem psychosoziale Gesundheit entsteht. Hierbei beschreibt diese, dass bei Krisen, zum Beispiel einer Krankheit, ein Gefühl des Wachstums entstehen kann, wenn diese gemeistert wird. Bei Kindern geht diese Erfahrung meist einher mit einem Entwicklungsschritt. Bezieht sich erstes Beispiel vor allem auf die Dimensionen der Verstehbarkeit und Handhabbarkeit, recurriert

das folgende Beispiel auf die dritte Dimension, die der Sinnhaftigkeit. Ab dem Zeitpunkt, ab dem abstrakt reflektiert werden kann, ist es möglich, auch krisenhaften Lebensereignissen – meist mit einem gewissen Zeitabstand – eine Sinnhaftigkeit für das eigene Leben zuzusprechen. Folglich wird dieses Erlebnis in die eigene Biografie integriert und zu einem für die eigene kohärente Identität wertvollen und sinnhaften Lebensereignis »umgedeutet«. Menschen, die ihr Leben, die dieses Leben umgebende Umwelt sowie die ihnen widerfahrenden Situationen verstehen, handhaben sowie darin eine Sinnhaftigkeit empfinden können und dabei eine kohärente Einheit bilden, bescheinigt Antonovsky eine gute psychosoziale Gesundheit.

Bezogen auf die moderne westliche Welt ist ein Absolutheitsanspruch, bezüglich der Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit, kaum realisierbar. Vielmehr braucht es die Akzeptanz, dass unsere moderne Welt komplex ist, dass also kein Mensch alle seine Entscheidungen vollumfänglich informiert treffen und schon gar nicht die Fülle an Informationen, die in der Welt bewegt werden, aufnehmen und verarbeiten kann (Verstehbarkeit). Dementsprechend werden innere moralische Orientierungspunkte und Zielhorizonte an Bedeutung gewinnen, um eine mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, anderen Menschen und der eigenen Vorstellung von gutem, gelingend(er)em Leben kohärente Lebensweise zu entfalten. Diese wird dadurch gestärkt, dass Menschen Vertrauen (Potenz der eigenen Intuition), die Komplexität, Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit menschlicher Daseinsformen in einer fluiden, individualisierten und pluralisierten Welt akzeptieren (Ambiguitätstoleranz und Akzeptanz von Ambivalenz), das Bewusstsein entwickeln nicht alles wissen und gestalten zu können (Offenheit für ein gelingendes Scheitern) und die Offenheit gegenüber der Prozesshaftigkeit alles Seienden und Lebendigen (Einordnung des Menschen als Teil von Welt) haben (Handhabbarkeit). Die Sinnhaftigkeit entfaltet sich als zentraler Faktor für persönliches Wachstum innerhalb der Salutogenese und damit als die bedeutendste Kategorie für ein gutes, gelingend(er)es Leben. Nicht nur deren reflexiv bewertende Funktion, in Bezug auf das eigene Denken, Handeln und Leben in der Retrospektive, ist hervorzuheben, sondern, wie schon angedeutet, die Funktion als moralischer Kompass, als Ort der Orientierungshandlung zur Handlungsorientierung, als offener und lebendiger Fundus für die vielfältigen konstruktiven und biophilen Entäußerungen des Lebens etc. scheinen diesbezüglich eine besondere Wichtigkeit einzunehmen. Diese Sinnhaftigkeit durch gesellschaftliche Prozesse der Erziehung, Bildung und Sozialisation herauszubilden und im humboldtschen Sinne in die »allgemeinsten, regsten und freisten Wechselwirkung[en]« (Humboldt 1995, S. 235–236) zu führen, ist die Aufgabe einer generationensensiblen und -gerechten Gesellschaft. Damit wird die Grundlage für die Beziehung und Verbindung gelegt, die Menschen zu sich selbst, zur Gesellschaft und zur Natur entfalten können.

Die eingangs erwähnten Aristoteles (1985) und Epikur (1988) würden die persönliche Lebensführung und damit die Verantwortung für sich und das Umfeld stärker ins Zentrum der Entwicklung von persönlichem Wachstum als Seinsfaktor für ein gutes, gelingend(er)es Leben rücken. Folglich kann auch an die Eigenverantwortung von Menschen appelliert werden, mutig, maßvoll, reflexiv, verunfts- und gemeinschaftsbezogen sowie biografiesensibel zu denken, zu fühlen und zu handeln, eine die mannigfaltigen Sinne adressierende und schulende Haltung einzunehmen sowie sich von seinen und gesellschaftlichen Ängsten nicht beherrschen zu lassen.

Eine weitere Theorie in Bezug zur wachstumsbezogenen Seinsperspektive ist die der Biophilie von Erich Seligmann Fromm (1973).

»Die Biophilie ist die leidenschaftliche Liebe zum Leben und allem Lebendigen; sie ist der Wunsch, das Wachstum zu fördern, ob es sich nun um einen Menschen, eine Pflanze, eine Idee oder eine soziale Gruppe handelt. [...] Die *biophile Ethik* besitzt ihr eigenes Prinzip des Guten und Bösen. Gut ist alles, was dem Leben dient; böse ist alles, was dem Tod dient. Gut ist die Ehrfurcht vor dem Leben, alles, was dem Leben, dem Wachstum, der Entfaltung förderlich ist. Böse ist alles, was das Leben erstickt, einengt und alles, was es zerstückelt. [...] Jedoch ist die Biophilie als ein biologisch normaler Impuls zu verstehen, während die Nekrophilie als *psychopathologisches* Phänomen anzusehen ist. Sie tritt notwendigerweise als Folge eines gehemmten Wachstums, einer seelischen Verkrüppelung auf« (ebd., S. 441–442, Hervorhebung im Original).

Die Dichotomie, die Fromm zwischen Biophilie und Nekrophilie eröffnet, ist in Anbetracht westlich liberaler Idealvorstellung eines Menschen kaum aushaltbar, welche, polemisch formuliert, eher ein in alle Richtungen flexibles, mehr an Wirtschaftswachstum und Innovationskraft orientiertes »Konsumlämmchen« adressieren, als ein am Persönlichkeitswachstum orientiertes mündiges Bürgertum. Folglich, so könnten Antonovsky, Aristoteles, Epikur und Fromm schlussfolgern, ist persönliches Wachstum in heutigen Zeiten möglich, wenn es das Individuum schafft, die Verantwortung für das eigene vielfältig erfahrbare Leben zu übernehmen, dabei gesellschaftsantagonistisch eher biophile Denk- und Handlungsweisen einzunehmen, sich trotz normativ andersgearteter Normalbilder (Lessenich 2022) als kohärent empfinden kann, diese Haltung im besten Fall in seinem sozialen Nahraum reproduzieren kann, mit diesem in Resonanz geht sowie sich dabei im Wachstum empfindet und schließlich ein konstruktives Bewusstsein dafür ausgebildet hat, dass es auch anders sein könnte, der Mensch also ein Bewusstsein – keine Angst – für die Vulnerabilität des guten, gelingend(er)en Lebens entwickelt. Ludwig Marcuse (1972, S. 321) formuliert es nüchtern und trefflicher wie folgt: »Momentane Glücks- und Seligkeitspartikelchen gibt es genug. Der Mensch muß [sic!] lernen bescheidener zu werden«.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass ein gutes, gelingend(er)es Leben ein multifaktorielles Konstrukt ist, welches nicht durch eine einzelne sozialpolitische Maßnahme, eine soziale Norm oder eine Verhaltensweise produzierbar ist, sondern es ist erstens mit einem Selbstvergewisserungsprozess der eigenen Welt- und Selbstsicht verbunden (Introspektion, Reflexion und Habitualisierung). Es ist zweitens ein Bündel von vielfältigen Faktoren, die in Interdependenz zueinanderstehen (multifaktorielles Spannungsfeld). Drittens sind diese Faktoren in Teilen unverfügbar, da sie nicht nur durch das Individuum beeinflussbar sind (Akzeptanz der Unverfügbarkeit und Abduktion), sondern endogen determiniert sind oder extrapersonal ablaufen. Viertens – was mit vorherigem Punkt in Verbindung steht – ist ein Bewusstsein zu entwickeln, dass das gute, gelingend(er)e Leben flüchtig und der Zustand vulnerabel ist. Fünftens wird die Vorstellung dessen, was Individuum und Gesellschaft als ein gutes, gelingend(er)es Leben ausmachen, sich im zivilisatorischen Prozess immer verändern und ist somit einer Prozesshaftigkeit und Diskursivität unterlegen, welche unter anderem die benannte Flüchtigkeit und Unverfügbarkeit begründet. Sechstens werden diese Faktoren durch unterschiedliche Akteur\*innen entfaltet, beeinflusst und dekonstruiert, die nicht zwangsläufig miteinander interagieren (Transprofessionalität und Vernetzung).

Ergänzend ist zu ergründen, ob es möglicherweise Faktoren gibt, die quer zu den von Allardt (1993) genannten Bedingungen liegen. Beispielsweise beschreibt er selbst ein »Doing« (ebd., S. 91) im Kontext von Freizeitaktivitäten. Doing, im Sinne eines kreativ-schöpferischen Einsatzes der eigenen Fähigkeiten beim Handeln, spielt möglicherweise bei viel mehr Aktivitäten eine zentrale Rolle, in denen Kontroll- und Selbstwirksamkeitsüberzeugung entfaltet werden. Eventuell gibt noch weitere Faktoren, die Menschen, Gruppen, Institutionen, Gemeinwesen und Gesellschaften sowie deren Subsystem für ein individuelles sowie kollektives gutes, gelingend(er)es Leben entwickeln müssen, wie ein Thinking, zum Beispiel die Möglichkeit frei, selbstbestimmt und verantwortungsvoll denken zu dürfen, des Saying, beispielsweise im Sinne der Meinungsfreiheit, eine fehlertolerante Kommunikations- und Feedbackkultur zu haben, des Feeling, das Gefühl, dass die eigenen Gefühle richtig sind oder das Gefühl von Sicherheit etc. Folglich ist dieser Impuls eine erste, auf bestehenden Theorien aufbauende und diese weiterführende Systematisierung. Es bleibt für eine Utopie des guten, gelingend(er)en Lebens als Zivilisierungsstrategie in den angesprochenen Aspekten und deren Vernetzung viel Entwicklungsarbeit – vor allem in den Umsetzungsdimensionen.